

Bürgerliches Mäzenatentum und kommunale Kulturpolitik in Dortmund und Münster 1871–1933

I. Einleitung

I. 1. Gemeinsinn und Engagement „heute“: zur aktuellen Konjunktur eines Themas

„Urteilkraft ist überhaupt nicht so sehr eine Fähigkeit als eine Forderung, die an alle zu stellen ist. Alle haben genug „gemeinen Sinn“, d.h. Urteilsvermögen, dass man ihnen den Beweis von „Gemeinsinn“ [...] zumuten kann.“¹

Seitdem die Erschöpfung der „Utopie des Wohlfahrtsstaates“² in den letzten Jahren vor und nach der Wende zum 21. Jahrhundert einer wachsenden Euphorie für die „Utopie“ einer Gesellschaft verantwortungsbewusst und selbständig handelnder Bürger und Bürgerinnen (im Sinne von „citoyen“ und „citoyenne“) Platz gemacht hat, haben Forderungen nach Gemeinsinn und Vorschläge zur Förderung privaten Engagements (wieder) hohe Konjunktur.³ So betonen beispielsweise die Befürworter einer „neuen Ehrenamtlichkeit“, dass Individualisierungsprozesse und Wertewandel keineswegs zur Vereinzelung und Entsolidarisierung der Individuen führen müssten. Vielmehr, so ihr optimistischer Gegenentwurf zum Szenario der „Ellenbogen- und Trittbrettfahrgesellschaft“, sei die selbstbewusste Orientierung an biographischen Eigeninteressen und an Werten der Selbstentfaltung eine wichtige Voraussetzung für die Attraktivität „neuer“ – das heißt: flexibler, selbstbestimmter und zeitlich begrenzbarer – Möglichkeiten, sich zu engagieren.⁴ Im Kern propagiert dieses Argument die Authentizität und „Spaß“ verbürgende Chance, durch gemeinwohlorientiertes Handeln neue sinnstiftende Erfahrungen zu gewinnen, sei es zur Kompensation eines unbefriedigenden Berufslebens, sei es in Phasen biographischer Umorientierung. Die skeptische Warnung, dass auf Phasen der Begeisterung für das Gemeinwohl nahezu konjunkturzyklisch die Enttäuschung der Engagierten und deren Rückzug ins Privatwohl folge⁵, findet zur Zeit kaum Gehör. Selbstbewusst wird stattdessen ein gesellschaftliches Innovationspotential sozial oder kulturell engagierter Privatinitiative hervorgehoben. Vor allem die privaten Stiftungen neh-

1 Gadamer, Wahrheit und Methode, S. 37. Für vollständige Titelangaben siehe die Liste der benutzten Literatur am Ende dieses Aufsatzes.

2 Vgl. dazu Habermas, Krise des Wohlfahrtsstaates, S. 141–163.

3 Zu dem Vorschlag, den englischen Begriff „civil society“ mit dem deutschen Wort „Bürgergesellschaft“ zu übersetzen, siehe Dahrendorf, Ligaturen, S. 427. Zum Programm des „responsiven Kommunitarismus“ vgl. Etzioni, Verantwortungsgesellschaft. Zur aktuellen Diskussion über das „Sozialkapital“ in postindustriellen demokratischen Gesellschaften vgl. Putnam (Hg.), Sozialkapital. Zur Begriffsgeschichte von „Gemeinwohl“ und „Gemeinsinn“ vgl. Münkler/Bluhm (Hg.), Gemeinwohl und Gemeinsinn.

4 Vgl. dazu Beck (Hg.), Zukunft; auch Hondrich/Koch-Arzberger, Solidarität, S. 25.

5 Vgl. dazu Hirschman, Engagement, insbesondere S. 93ff. und 138ff.

men in diesem („liberalen“) Plädoyer als Katalysatoren der postulierten „Bürgergesellschaft“ eine zentrale Bedeutung ein, weil sie dem „Bürgersinn“ Form geben, die (lokale) „Vielfalt“ der Anliegen verbürgen und in relativer „Autonomie“ von (staatlichen) Machtzentren agieren könnten.⁶ Vom Staat wird daher verlangt, dass er die stiftungs- und steuerrechtlichen Rahmenbedingungen für selbständiges und eigenverantwortliches mäzenatisches Handeln verbessert.⁷ Zuweilen gehen solche Forderungen mit einer polemischen Etatismuskritik einher, und so gerät das sozialstaatliche Projekt mit seinen bereits seit langem offensichtlichen finanziellen Leistungsgrenzen im öffentlichen Bewusstsein noch zusätzlich in die Defensive.⁸

1. 2. Bürgerliches Mäzenatentum: Ansätze der Geschichtswissenschaft

Im Grunde thematisiert diese hier nur sehr knapp skizzierte Diskussion über Gemeinsinn und mäzenatisches Engagement die gesellschaftliche Leitfrage nach dem richtigen Verhältnis zwischen der Verantwortung des Einzelnen für die soziale Ordnung einerseits und der Aufgeschlossenheit der Gesellschaft gegenüber der Autonomie des Individuums andererseits und schreibt damit letztlich die in den frühen 1990er Jahren in Deutschland aktuelle Kontroverse zwischen Kommunitarismus und Liberalismus fort.⁹ Im Sog dieses aktuellen Gemeinsinn-Diskurses hat auch die historische Bürgertumsforschung das Mäzenatentum als neues Thema für sich entdeckt¹⁰ und dabei hauptsächlich drei eng miteinander verzahnte Ansätze entwickelt:

1. Zum einen dominierte die Frage nach dem Verhältnis zwischen bürgerlichem Mäzenatentum, bildender Kunst und Museumsgeschichte.¹¹ Ausgehend von einer beschreibenden Trias des Kunstmäzenatentums und des Musealisierungprozesses im 19. Jahrhundert¹² (Sammeln–Stiften–Ausstellen) interessierte sich dieser Forschungsansatz vor allem für die Kommunikation zwischen herausragenden bürgerlichen Kunstmäzenen, Künstlerpersönlichkeiten und professionellen Kunstvermittlern sowie für die sich im Laufe des

6 „Vielfalt“, „Autonomie“ und „Bürgersinn“ nennt Dahrendorf als die drei wichtigsten Merkmale der sogenannten „civil society“. Vgl. Dahrendorf, *Ligaturen*, S. 427f.

7 Vgl. dazu beispielsweise Ehrhardt, *Maecenates voco?*

8 Als ein sehr typisches Beispiel für eine solche „liberal“-elitäre Etatismuskritik, die auf das „gesellschaftliche Gewicht eines ausgebildeten und reichen Stiftungswesens“ als Option gegen die (sozial-)staatliche Bürokratie und eine angebliche Versorgungsmentalität ihrer Leistungsempfänger setzt, siehe Fest, *Einführung*.

9 Vgl. dazu Hans Joas, *Werte*, S. 292.

10 Vgl. dazu vor allem Frey, *Vom Gemeinwohl zum Gemeinsinn*.

11 Als Überblicksdarstellungen bzw. Sammelbände vgl. dazu Mai/Paret (Hg.), *Sammler*; Gaetgens/Schieder (Hg.), *Mäzenatisches Handeln*; Gay, *Bürger und Boheme*; auch Frey, *Macht und Moral*, konzentriert sich in seiner auf die Auswertung der Sekundärliteratur gestützten Überblicksdarstellung hauptsächlich auf den Bereich der Kunst. Siehe außerdem Junge (Hg.), *Avantgarde*. Zum bürgerlichen Kunstvereinswesen Großmann, *Verloste Kunst* sowie Becks-Malorny, *Kunstverein in Barmen*. Zur Entwicklung des Kunstmarktes siehe vor allem Lenman, *Kunst*, S. 59ff.

12 Vgl. dazu richtungweisend Pomian, *Sammeln*; darauf aufbauend Thamer, *Sammler*. Zum monarchischen Kunstsammeln vgl. Hardtwig, *Monarchisches Sammeln*. Aus kunstgeschichtlicher Sicht sehr anregend ist Belting, *Meisterwerk*, S. 17–101, insb. S. 49–55.

19. Jahrhunderts steigende Beziehungsdynamik zwischen bürgerlichen Kunstvereinen, wirtschaftlichem Kunstmarkt und staatlicher Kunstpolitik.

2. Ein weiterer Ansatz ging von der Stadt als primärem Erfahrungs- und Handlungsraum des Bürgertums aus und registrierte dabei fast zwangsläufig auch mäzenatische Privatinitiativen kulturbeflissener Bürger für ihre Stadt.¹³ Besonders interessant erscheint dabei die Untersuchung des Beziehungsgeflechts von kommunaler Kulturpolitik und mäzenatischer Privatinitiative vor dem Hintergrund einer forcierten Urbanisierungsdynamik im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Wie die Kommunikation zwischen „Stiftern“ und „Anstiftern“ jeweils vor Ort funktionierte und wie sich das jeweilige lokale Kräfteverhältnis zwischen städtischer und mäzenatischer Initiative im Prozess der Kommunalisierung von Kunst und Kultur entwickelte, sind zentrale (und bisher wohl noch nicht ausreichend differenziert beantwortete) Fragestellungen dieser stadt- und urbanisierungsgeschichtlich orientierten Forschungsrichtung.¹⁴
3. Das jüngste Interesse am bürgerlichen Mäzenatentum integrierte die Ergebnisse dieser beiden Richtungen, verschob jedoch den Schwerpunkt der Fragestellung auf die kollektiven Organisationsformen mäzenatischen Handelns (z. B. Vereine und Subskriptionsbewegungen). Hintergrund dieses Ansatzes ist die Frage nach der innerbürgerlichen Integrationswirkung von „Kultur“ als identitätsstiftender Klammer um im Zuge des Professionalisierungsprozesses zunehmend heterogene bürgerliche Berufsgruppen. So hat neuerdings vor allem Jürgen Kocka auf der Suche, was die Bürgerwelt im Innersten zusammenhält, das mäzenatische Zusammenwirken von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum als einen „Weg“ vom „Bourgeois zum Citoyen“ hervorgehoben.¹⁵ Letztlich schreibt der im Kontext des gegenwärtigen Gemeinsinn-Diskurses zwar aktuelle – im Grunde jedoch vieldeutige, weil synkretistische – Leitbegriff des „Bürgersinns“ somit eine

13 Zur Engführung von Bürgertums- und Stadtgeschichtsforschung siehe Gall (Hg.), *Stadt und Bürgertum*, sowie (als ein Beispiel aus dem Frankfurter Bürgertumsforschungsprojekt) Roth, *Stadt und Bürgertum in Frankfurt*, S. 573–589. Berlin steht im Zentrum des Sammelbandes von Braun/Braun (Hg.), *Mäzenatentum in Berlin*. Zur Engführung von Stadtgeschichte und bürgerlichem Mäzenatentum vgl. vor allem Kocka/Frey (Hg.), *Bürgerkultur* sowie Kirchgässner/Becht (Hg.), *Stadt und Mäzenatentum*.

14 Vgl. dazu beispielsweise Adam, *Kommunalisierung*; Niethammer, *Grenzen des Mäzenatentums*; Reulecke, *Kulturförderung*; Uecker, *Industrieprovinz und Großstadthoffnung*.

15 Vgl. Kocka, *Bürger als Mäzene*, insbesondere S. 35–37. Diese Karriere der Kultur in der Bürgertumsforschung erklärt sich zu einem großen Teil aus der Schwierigkeit, eine gesellschaftlich so heterogene und vergleichsweise labile Formation wie das deutsche Bürgertum mit den klassischen stratifikatorischen Modellen der Sozialgeschichte zu fassen, zumal sich der Import des Professionalisierungsansatzes zur Untersuchung des „Bildungsbürgertums“ letztlich als Niedergangsthese entpuppte. Um die Frage nach der kollektiven „Identität“ oder gar „Homogenität“ unterschiedlicher bürgerlicher Berufsgruppen nicht aufzugeben, wandte sich ein Teil der noch in den 1980er Jahren sozialgeschichtlich orientierten Bürgertumsforschung in den 1990er Jahren kulturgeschichtlichen Fragestellungen zu. Kultur wurde zur zentralen Kategorie, um die Vergesellschaftung von an sich heterogenen bürgerlichen Schichten zum Bürgertum zu fassen. Demgegenüber hat Klaus Tenfelde vorgeschlagen, den „an sich amorphen Mittelschichten-Begriff“ in der Bürgertumsforschung zum Ausgang zu nehmen und nicht mehr vorrangig nach der „mehr oder weniger nachweisliche[n] Homogenität einer gesellschaftlichen Formation“ zu fragen. Vgl. Tenfelde, *Stadt und Bürgertum*, hier S. 335.

problematische Tendenz in der neueren Bürgertumsforschung fort, Fragen nach „Identität“ oder „Differenz“ überscharf zu kontrastieren, also entweder nach gemeinsamen Nennern bzw. abgrenzenden Besonderheiten zu fragen oder Prozesse innerbürgerlicher Differenzierung und äußerer Dekonturierung in der Vordergrund zu stellen.

Auch auf dem Aachener Historikertag vermischte sich das aktuelle Interesse an der sogenannten „Bürgergesellschaft“ und den verschiedenen Organisationsformen gemeinwohlorientierten Engagements mit kulturgeschichtlichen Fragestellungen der historischen Bürgertumsforschung. Diese Überlagerung unterschiedlicher Diskurse und die Fokussierung auf das im Gemeinsinn fundierte Engagement als angebliche politische Essenz einer „Bürgerlichkeit“ mag ein Grund dafür sein, warum gerade die bürgertumsgeschichtlich motivierte Forschung in erstaunlicher Einmütigkeit und weithin unwidersprochen für einen sehr weiten Begriff von Mäzenatentum plädiert, der sowohl soziales als auch kulturelles Privatengagement umfassen soll.¹⁶ Demgegenüber wird für die folgende Untersuchung vorgeschlagen, der öffentlichen Wahrnehmung und dem Selbstverständnis der zeitgenössischen Akteure im 19. und frühen 20. Jahrhundert entsprechend inhaltlich zwischen sozialer Wohltätigkeit und kulturellem Mäzenatentum zu unterscheiden, auch wenn es zweifelsohne Übergangsphänomene gab (anzuführen wären beispielsweise Stipendienstiftungen älteren Typs oder „Volksbildungs“-Initiativen im Grenzbereich zwischen bürgerlicher Sozial- und Kulturreform). Eine weitere Parallele zwischen der öffentlichen und der fachinternen Diskussion auf dem Aachener Historikertag war die (an sich selbstverständliche) Forderung, Mäzenatentum nicht länger moralisierend zu betrachten, also entweder als Altruismus zu loben oder als maskierten Egoismus zu kritisieren, sondern von einer (legitimen) „Ökonomie“ bzw. einem „do-ut-des“-Charakter mäzenatischen Schenkens auszugehen. Eine tausch- und handlungstheoretisch differenzierte Kritik dieser Position fehlte jedoch.

II. Drei Aspekte für eine Theorie mäzenatischen Handelns

II. 1. Gabentauschlogik

„Geben heißt Überlegenheit beweisen, zeigen, dass man mehr ist und höher steht [...]; annehmen, ohne zu erwidern oder mehr zurückzugeben, heißt sich unterordnen [...].“¹⁷

Die Betonung der Legitimität eigener Interessen in der aktuellen Diskussion um „bürgerchaftliches“ Engagement und mäzenatische Privatinitiative rekurriert (wenn auch selten explizit) auf eine grundlegende Tatsache menschlichen Handelns: seine Reziprozität. Ob es nun „materielle“ Vorteile sind, die angestrebt werden, oder „ideelle“, etwa Anerkennung und

16 Diese Weite des Begriffs kennzeichnet bezeichnenderweise auch die Diskussion über die sogenannte „neue Ehrenamtlichkeit“, wo beispielsweise dafür plädiert wird, auch Phänomene der Selbsthilfe (etwa im sozialen oder im gesundheitlichen Bereich) unter den Begriff des privaten Engagements zu subsumieren. Vgl. dazu Klages, Engagementpotential; Heinze/Strünck, Freiwilliges Engagement; Keupp/Kraus/Straus, Civics matters.

17 Marcel Mauss, Die Gabe, S. 170f.

durch Anerkennung vermittelte Selbstachtung, es gibt Interessen, die sich „nur in und aus Wechselseitigkeit realisieren lassen“¹⁸ und der Logik von Gaben- oder Warentausch verpflichtet sind.

Dass „aller Verkehr der Menschen auf dem Schema von Hingabe und Äquivalent“, dem „Hin- und Hergehen von Leistung und Gegenleistung“ beruhe, hatte Georg Simmel bereits Anfang des 20. Jahrhunderts dazu veranlasst, das „Geben“ aufgrund seiner Wechselwirkung „als eine der stärksten soziologischen Funktionen“ überhaupt zu bezeichnen.¹⁹ Auch der Durkheim-Schüler Marcel Mauss interpretierte in seiner Untersuchung agonistischer Schenkriten in „archaischen“ Gesellschaften die Logik des Gabentausches als gegenseitige Verpflichtung zu geben, anzunehmen und zu erwidern²⁰, betonte jedoch sehr viel deutlicher als Simmel die Status- und Hierarchisierungsfunktion des Gebens. Simmel ging es vor allem darum, dass Beziehungen der Dankbarkeit als Wechselwirkung zwischen Menschen (und nicht zwischen Dingen) persönlich und affektgeladen, moralisch verpflichtend und auf Dauer angelegt seien. So fungiere die Dankbarkeit im gesamten Bereich der symbolischen Tauschbeziehungen, das heißt der nicht rechtlich fixierten und daher auch nicht erzwingbaren Gegenleistungen, nicht nur als „Stellvertreterin des Rechts“²¹, sondern bilde darüber hinaus als Netzwerk individueller Dankbarkeitsbeziehungen „gleichsam das moralische Gedächtnis der Menschheit“.²²

Dass beide Autoren trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte so verblüffend ähnliche Ergebnisse zu den Funktionen des Gabentausches formulierten, lag nicht zuletzt am zeitkritischen Impetus ihrer Überlegungen. Schließlich gab es in den industrialisierten und urbanisierten Großstadtesellschaften des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts drei wesentliche Entwicklungen, die eine grundlegende Dysfunktion des Gabentausches befürchten ließen:

1. Zum einen beunruhigten die durch Verstädterung und Klassenbildung forcierten Prozesse räumlicher und sozialer Segregation das wohlthätige Bürgertum der Großstädte und Metropolen Europas, weil eine zunehmend anonymisierte Beziehung zwischen bürgerlichen Wohltätern und armen Unterstützungsempfängern das paternalistische Credo konkretisierte, dass die drohende gesellschaftliche Desintegration auf der Basis eines do-ut-des von persönlichen Fürsorgebeweisen auf der einen und individueller Dankbarkeit auf der anderen Seite zu kompensieren sei.²³
2. Zusätzlich drohte nicht nur die Entwertung dieser Wechselwirkung wohlthätigen Gebens, auch der Gabentausch in den informellen Netzwerken gegenseitiger Nachbarschaftshilfe, jahrhundertlang eine der wichtigsten Strategien der Subsistenzsicherung städtischer Un-

18 Vgl. dazu Höffe, *Gerechtigkeit als Tausch?*, S. 24–30; Gouldner, *Reziprozität*, S. 79–117.

19 Simmels fundamentale Ausführungen zur Logik des Gabentausches finden sich vor allem in zwei kurzen Texten zur Soziologie der Dankbarkeit. Vgl. Simmel, *Soziologie*, S. 661–670 und ders., *Dankbarkeit. Grundlegend zur Logik des Warentausches* ist ders., *Philosophie des Geldes*.

20 Vgl. Mauss, *Gabe*, S. 35, 91ff. und 147. Dazu außerdem Godelier, *Rätsel der Gabe*.

21 Simmel, *Dankbarkeit*, S. 308.

22 Ebd., S. 309.

23 Vgl. dazu Jones, *Outcast London*, S. 241–261; Pielhoff, *Paternalismus*.

terschichten,²⁴ verlor gegen Ende des 19. Jahrhunderts allmählich an Bedeutung gegenüber anderen, rechtlich stärker fixierten und besser organisierten Formen der solidarischen Arbeiterselbsthilfe.²⁵

3. Am nachhaltigsten jedoch schien die Gabentauschlogik im ökonomischen Bereich der kapitalistischen Geldwirtschaft entzaubert, wo die Logik des Warentausches dominierte.

Erst die westlichen Industriegesellschaften, so klagte Mauss, hätten den Menschen zu einem „ökonomischen Tier“ gemacht; lange Zeit – dies war die kulturkritische Botschaft – wäre der Mensch etwas anderes gewesen.²⁶ Simmels Tauschtheorie dagegen entwickelte ihre kulturkritische Spitze in erster Linie aus der Analyse der Warentauschlogik in der hoch entwickelten Geldwirtschaft, denn dort sah Simmel die Versachlichung der Tauschbeziehung so weit fortgeschritten, dass die persönliche Wechselwirkung der Tauschpartner ganz und gar zurückerete und die Waren ein Eigenleben gewönnen.²⁷ Das Geld begünstige „durch sein indifferentes und objektives Wesen die Entfernung des personalen Elementes aus den Beziehungen zwischen Menschen“.²⁸

Anders als Mauss und Simmel hat in neuerer Zeit vor allem Pierre Bourdieu in seiner Kulturosoziologie die Unterscheidung zwischen Gaben- und Warentauschlogik zugunsten einer umfassenden „Ökonomie“ praktischer Handlungen aufgegeben, die „alle Handlungen und selbst noch jene, die sich als interesselose oder zweckfreie, also von der Ökonomie befreite verstehen, als ökonomische, auf die Maximierung materiellen oder symbolischen Gewinns ausgerichtete Handlungen“²⁹ interpretiert. Es stellt sich jedoch die Frage, ob soziale und kulturelle Anerkennungskonflikte wirklich nur nach der rationalen „Systemlogik“ ökonomischer Theoriebildung funktionieren. Denn während der ökonomische Verteilungskampf als eine „Auseinandersetzung zwischen allein auf ihren Nutzen bedachten Gegnern“ verstanden werden kann, stellen Konflikte um Anerkennung doch eher Auseinandersetzungen dar, „in der die Gegner jeweils um die normative Zustimmung der anderen Seite ringen“ müssen.³⁰ Die (ältere) Unterscheidung zwischen Gaben- und Warentausch wie bei Mauss oder Simmel trägt dieser unterschiedlichen Konfliktlogik vielleicht besser Rechnung als eine ausschließlich „ökonomische“ Sicht der Dinge.

Ebenso gilt es, eine ausschließlich teleologische Deutung der Reziprozitätsnorm des Gabentausches zu hinterfragen, was umso notwendiger erscheint, als schon die antike Rechtsformel des „do ut des“ nur allzu leicht die Berechenbarkeit nach dem Schema von Zweck und Mittel suggeriert. Auch Altruismus ließe sich dann lediglich als Sonderform des Egoismus definieren. Allein schon das Risiko der Undankbarkeit, das jeder Gabentauschbeziehung einge-

24 Vgl. dazu vor allem Dinges, Stadtarmut.

25 Am Beispiel der Konsumvereine betont dies Prinz, Konsumvereine, S. 296.

26 Mauss, Gabe, S. 173.

27 Vgl. Simmel, Soziologie, S. 662.

28 Simmel, Philosophie des Geldes, S. 395.

29 Zitiert nach Müller, Kultur, S. 163 bzw. Honneth, zerrissene Welt, S. 181.

30 Diese kritische Anmerkung folgt Honneth, zerrissene Welt, S. 200f.

schrieben ist, verdeutlicht die prinzipiellen Grenzen einer solchen Logik. Von daher bedarf die eingangs formulierte ahistorische Hypothese, die Reziprozitätsnorm sei eine allgemeingültige und gleichsam zeitlose Tatsache menschlichen Handelns, der Korrektur durch Differenzierung. Zum einen durch begriffliche Unterscheidungen, vor allem aber durch ihre konsequente Historisierung. Nur die Analyse eines jeweils spezifischen Kontextes lässt letztlich signifikante Aussagen über die reale Vielfalt der Wahrnehmungen und Deutungen, Formen und Gesten des Gebens und Nehmens zu.³¹

Für die historische Betrachtung wird vorgeschlagen, in der Hauptsache zwischen sozial symmetrischen oder asymmetrischen Gabentausch-Beziehungen zu differenzieren.³² Denn es sind die Statusgleichheit oder -ungleichheit reflektierenden Erwartungen, die die Binnensicht der Geber–Empfänger–Beziehung ebenso wie deren gesellschaftliche Außenwahrnehmung prägen und die jeweilige Identität als Geber oder Empfänger ausbilden. Diese Identitätsbildung geschieht in zwei Akten wechselseitiger Reflexion, zum einen durch die Selbsteinschätzung als Geber beziehungsweise Empfänger in der spezifischen Spiegelung durch den jeweils anderen vis-à-vis, zum anderen aus der Wahrnehmung des Bildes, das der Spiegel gesellschaftlicher Reaktionen von dieser Gabentauschbeziehung zurückwirft.³³ Es ist die Symmetrie oder Asymmetrie dieser Bilder, die schließlich die unterschiedlichen Idealtypen des Gebens und Nehmens konstituiert.

So definieren Gleichheit und symmetrische Reziprozität alle solidarischen Beziehungen: Sie beruhen auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Füreinandereinstehens und der Erwartung gegenseitiger Unterstützungsbereitschaft. Solidarische Unterstützung geht von der zumindest potentiellen Umkehrbarkeit der Geber–Empfänger–Beziehung aus, da sie prinzipiell eine Identität beider Seiten voraussetzt. Solidarität empfindet man mit denjenigen, mit denen man sich ideell oder materiell in ähnlicher Lage befindet und deshalb als „gleich“ versteht. Solche symmetrische Wertschätzung heißt, „sich reziprok im Lichte von Werten zu betrachten, die die Fähigkeiten und Eigenschaften des jeweils anderen als bedeutsam für die gemeinsame Praxis erscheinen lassen“.³⁴

Ungleichheit und asymmetrische Reziprozität dagegen charakterisieren die Gabentauschlogik sozialer Wohltätigkeit und kulturellen Mäzenatentums. Hier ist die Geltung der Geschenke davon abhängig, ob sie aus der Binnensicht der Beschenkten und in der Wahrnehmung Außenstehender in materieller wie symbolischer Hinsicht als statusrelevant und dankenswert akzeptiert werden. Besonders gilt dies für Zeiten, in denen Reichtum sowohl im Selbstverständnis von Reichen als auch in der gesellschaftlichen Erwartungshaltung dazu verpflichtet, öffentlich und demonstrativ zur Schau gestellt zu werden. Eine Beobachtung, die Thorstein Veblen bereits in seiner 1899 erstmals veröffentlichten *Theory of the Leisure Class*

31 Vgl. dazu Gouldner, Reziprozität, S. 84f. sowie Pielhoff, Paternalismus, S. 5.

32 Zu dieser begrifflichen Unterscheidung vgl. Pielhoff, Paternalismus, S. 6f., sowie Starobinski, Gaben, S. 8.

33 Zur Vis-à-vis-Situation vgl. Berger/Luckmann, Konstruktion, S. 31ff.

34 Honneth, Anerkennung, S. 209f. Zur vorliegenden Definition von Solidarität vgl. auch Honneth/Koch-Arzberger, Solidarität, S. 12–14 und Bayertz, Solidarität, S. 21.

treffend formuliert hat: „Um Ansehen zu erwerben und zu erhalten, genügt es nicht, Reichtum und Macht zu besitzen. Beide müssen sie auch in Erscheinung treten, denn Hochachtung wird erst ihrem Erscheinen gezollt.“³⁵

Sichtbare Dinge mit einem hohen symbolischen Wert spiel(t)en jedoch nicht nur in der dyadischen Beziehung zwischen Mäzen und Beschenktem oder in der Triade zwischen diesen beiden und außenstehenden Dritten eine große Rolle. Vielmehr war (und ist) die ästhetische Wahrnehmung von realen Anschauungsobjekten (z. B. Kunstwerken oder Erinnerungsstücken) oder bloß imaginierten Produkten der Vorstellung (sog. Phantasiegebilden) wahrscheinlich ebenso wichtig für die individuelle Sozialisation zum Mäzen. Diese Annahme begründet einen grundlegenden Perspektivenwechsel, denn nun geht es nicht mehr wie in der Logik des Gabentausches um intersubjektive Beziehungen zwischen Menschen, sondern um die durch ästhetische Wahrnehmung realer oder vorgestellter Dinge vermittelte Beziehung potentieller Mäzene zu sich selbst und ihrem Handeln.

II. 2. Ästhetische Erfahrungen

*„Die Kunst konstituiert sich nun als ein Kosmos immer bewusster erfasster selbständiger Eigenwerte. Sie übernimmt die Funktion einer, gleichviel wie gedeuteten, innerweltlichen Erlösung [...]“*³⁶

Viele Mäzene waren zuvor oder zugleich Sammler von Kunstwerken und/oder Gegenständen zur Erinnerung. Zahlreiche Museen des 19. Jahrhunderts profitierten entscheidend von den Schenkungen ihrer Gründer und anderer Mäzene. In diesem Zusammenhang betonen die allermeisten Untersuchungen zur Theorie des Sammelns und zur Geschichte der Musealisierung im 19. Jahrhundert³⁷ die Repräsentationsfunktion ausgestellter Sammlungsgegenstände. Anschauungsobjekte, so die gemeinsame These, dokumentieren etwas: den sozialen Status und das Prestige eines Mäzens, einen wirtschaftlich relevanten Geschmackskanon, den politischen Herrschaftswillen eines Kunstkönigtums oder eine identitätssichernde Kultur kollektiver Erinnerung. Dieser These soll im Folgenden nicht widersprochen werden. Plädiert wird jedoch für eine Erweiterung durch rezeptionsästhetische und hermeneutische Überlegungen, um die Bedeutung ästhetischer Erfahrungen für die Ausbildung mäzenatischer Identität und den Impetus mäzenatischen Handelns besser zu verstehen.

Für die Künstler und ihr Publikum hatte die Musealisierung der bildenden Künste und die Bildung eines „klassischen“ Repertoires in der Musik seit Anfang des 19. Jahrhunderts tiefgreifende rezeptionsästhetische Folgen:³⁸ zum einen wandelte sich der Werkbegriff vom er-

35 Veblen, Theorie der feinen Leute, S. 52.

36 Weber, Zwischenbetrachtung, S. 500.

37 Vgl. dazu A. Assmann, Erinnerungsräume; Belting, Meisterwerk; Cleve, Geschmack; Gollwitzer, Ludwig I.; Hardtwig, Monarchisches Sammeln; Pomian, Sammeln; Thamer, Sammler.

38 Zum Folgenden vgl. Belting, Meisterwerk, S. 17-101; Kemp, Institutionalisierung; Reimer, Repertoirbildung.

lernbaren „Meisterstück“ zum absoluten „Meisterwerk“, zum anderen schufen die Erweiterung des Kunstmarktes und des Kunstpublikums sowie der Neubau öffentlicher Museen, Konzerthallen und Theatergebäude neue physikalisch-technische Bedingungen ästhetischer Wahrnehmung. Parallel zu diesen Entwicklungen veränderte sich auch das Verhaltensideal ästhetischer Rezeption im Sinne eines nunmehr möglichst schweisgsamen und ungestörten Dialoges zwischen Kunstwerk und -rezipient. Das geniale Kunstwerk sollte in der kongenialen Rezeption zum subjektiven Seelenbild umgearbeitet werden. Damit wurde die existentiell erfahrene Fähigkeit des Menschen, durch wechselseitige „Spiegelung“ im Kontakt mit seinen Mitmenschen eine personale Identität auszubilden und zu reflektieren³⁹, auf die dialogische Beziehung zwischen Kunstwerk und –rezipient projiziert. Eine Folge dieser Aufwertung ästhetischer Rezeptionsleistungen zu persönlichen identitätsstiftenden Erfahrungen war das Empfinden quasi religiöser Gefühle: Kunst und ihre Rezeption wurde zur Kunstreligion.

Im 20. Jahrhundert und bis in die Gegenwart hinein haben viele Autoren diese außeralltägliche und quasi religiöse (Be)deutung ästhetischer Wahrnehmungen mit einer spezifischen Zeiterfahrung und einem dieser Zeiterfahrung innewohnenden Glückserlebnis erklärt. So spricht beispielsweise Hans-Georg Gadamer von der „erfüllten Zeit“ oder der „Eigenzeit“ im Gegensatz zur eingeteilten Zeit mit ihrem disponiblen Charakter: Es gehe in der Erfahrung der Kunst darum, am Kunstwerk eine spezifische Art des „Verweilens“ zu lernen.⁴⁰ Ganz ähnlich hebt auch Michael Theunissen das „Glück des Verweilens“ in ästhetischer Anschauung als Möglichkeit heraus, sich zumindest kurzfristig aus der linearen Zeitordnung alltäglicher Lebensführung zu befreien.⁴¹ Jüngst hat Martin Seel die Selbstzweckhaftigkeit und das spürende „Sich-gegenwärtig-Sein“ dieses ästhetischen Verweilens betont und besonderen Wert auf diesen „emphatischen Gegenwartsbezug ästhetischer Wahrnehmung“ gelegt.⁴² Dieses momentane Glück des Verweilens in eigener Zeit vermittelt, so könnte man die These zuspitzen, „Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz“.⁴³ Mit dieser Kurzformel hat Hans Joas im Anschluss an John Dewey⁴⁴ herausgestellt, welche zentrale Bedeutung solche besonderen Erfahrungen für die Entstehung orientierender Werte und die Ausbildung personaler Identität haben:

„Wir können in all den Widersprüchen zwischen unseren Strebungen oder zwischen Pflicht und Neigung und in all unserem Leid über verpasste Chancen und nie realisierte Potentialitäten durch kreative Idealisierung eine Ganzheit imaginieren, die nie gegeben war und nie gegeben sein wird und uns doch als wirklicher erscheint denn alle partiellen Verwirklichungen.“

39 Zur identitätsstiftenden Bedeutung ästhetischer Erfahrungen für das Individuum vgl. Belting, Meisterwerk, S. 87–92 u. 263; Gadamer, Ästhetik, S. 1–8; Seel, Ästhetik, S. 9 u. 61. Zur Bedeutung von Phänomenen der Spiegelung bei der Ausbildung personaler Identität vgl. Luckmann, Persönliche Identität.

40 Vgl. Gadamer, Ästhetik, S. 132f. u. 136.

41 Vgl. dazu Theunissen, Verweilen.

42 Vgl. Seel, Ästhetik, z.B. S. 56, 60, 62 u. 146.

43 Vgl. dazu grundlegend Joas, Werte, S. 162–226 und zusammenfassend S. 252–255.

44 Vgl. dazu beispielsweise Dewey, Kunst als Erfahrung, S. 25–28 u. 47f.

*[...] Was in den momentanen Erfahrungen aufblitzt, wird durch Ideale auf Dauer gestellt. Ideale integrieren.*⁴⁵

Ideale (beziehungsweise Werte) integrieren; und als ideale Vorstellungen über eine „gelungene Persönlichkeit“ dienen diese Werte handelnden Personen als Maßstab zur selbstreflexiven Beurteilung allen nicht zur Gewohnheit gewordenen Handelns. Indem gerade ästhetische Erfahrungen diesen momentanen Kontrast zur gewohnten Selbstwahrnehmung im Alltag bilden, generieren und beinhalten sie ein hohes Potential für solche „kreativen Idealisierungen“ und das Entstehen subjektiver Wertegewissheit. Vor allem Künstler und ihre Mäzene sind es, die solche neuen sinnlichen Erfahrungsmöglichkeiten auch für andere Personen schaffen. In diesem Sinne war individuelles mäzenatisches Handeln in hohem Maße selbstreflexiv, wertorientiert und persönlich identitätsstiftend. Viele bürgerliche Mäzene erlebten ihr kulturelles Engagement als Alternative zum Alltag ihrer Geschäftswelt und verstanden es als „besseren“ Teil ihres „Selbst“.

Im Anschluss an diese Überlegungen zur existentiellen Bedeutung ästhetischer Erfahrungen lassen sich nunmehr drei Thesen formulieren:

1. So falsch es wäre, mäzenatischem Handeln nur idealistische Motive zu unterstellen, so unrealistisch wäre es andererseits, individuelles Mäzenatentum allein auf soziale Funktionen und Strategien reduzieren zu wollen. Die Analyse ästhetischer Erfahrungen kann zeigen, dass Ansätze, die letztlich nach den Mechanismen gesellschaftlicher Hierarchienbildung fragen und mäzenatisches Handeln daher primär als zielgerichtetes Streben nach Status, Prestige und Distinktion erklären, durch eine „Wahrnehmungsgeschichte“ individuellen Mäzenatentums ergänzt (nicht ersetzt) werden müssen.⁴⁶
2. Welchen persönlichen Sinn Mäzene ihrem Mäzenatentum gaben und welche Werte ihnen als Maßstab zur selbstreflexiven Beurteilung ihres Handelns dienten, resultierte auch (nicht nur) aus ästhetischen Erfahrungen. Nicht von ungefähr engagierten sich Mäzene am häufigsten und am intensivsten auf den diversen Feldern der „Hoch-“ und der „Erinnerungskultur“. Wer nach der individuellen Sozialisation zum Mäzen und nach der Ausbildung eines mäzenatischen Selbstverständnisses fragt, sollte daher die persönliche Bedeutung ästhetischer Wahrnehmung ebenso in die Untersuchung einbeziehen wie die individuellen Prägungen durch Familie und Schule und die jeweils spezifischen Erfahrungen von Ausbildung und Beruf, Lebensalter, Religion und Geschlecht.

⁴⁵ Joas, *Werte*, S. 180f.

⁴⁶ Natürlich kann und will der zugegeben nicht ganz glückliche Begriff der „Wahrnehmungsgeschichte“ nicht verhehlen, dass er in erster Linie den Fragestellungen der neueren Kulturgeschichte mit ihrem besonderen Interesse an Wahrnehmungs- und Sinnstiftungsweisen verpflichtet ist. Vgl. dazu etwa Daniel, *Kulturgeschichte*, S. 12 u. 17. Nichtsdestoweniger plädiert dieser Begriff gegen eine Polarisierung von Sozial- und Kulturgeschichte und für eine im guten Sinne eklektische und pragmatisch offene Position.

3. Es wird vorgeschlagen, die in solchen Kontexten erworbenen individuellen Dispositionen zu mäzenatischem Handeln als „Ligaturen“⁴⁷ zu verstehen, die Menschen in die Lage versetzen, sich in unüberschaubarer werdenden Lebenswelten zu orientieren. Indem Mäzene in ihrer Lebenswelt wertorientiert und kommunikativ handeln, sich also öffentlich und nach außen gerichtet engagieren, werden sie zu aktiven Multiplikatoren im kulturellen Reproduktionsprozess ihrer Lebenswelt.⁴⁸

II. 3. *Gemeinsames Handeln*

*„Die Gesellschaft kann ihren Einfluss nicht fühlbar machen, außer sie ist in Aktion; und dies ist sie nur, wenn die Individuen, die sie bilden, versammelt sind und gemeinsam handeln. Durch die gemeinsame Tat wird sie sich ihrer bewusst und realisiert sie sich: sie ist vor allem aktive Kooperation.“*⁴⁹

Um Mäzenatentum als wertorientiertes Handeln und als Akt kultureller Reproduktion zu verstehen, reicht es nicht aus, allein vom Individuum mit seinen Erfahrungen und Prägungen auszugehen. Vielmehr entstand mäzenatisches Handeln aus der sozialen Wechselwirkung zwischen Individualität und sozialer Gruppenzugehörigkeit. Dabei ging es nicht zuletzt um die richtige Balance zwischen individueller Selbstverwirklichung und kollektiven Ansprüchen, also um größtmögliche Individuation bei gleichzeitiger sozialer Integration. Zuletzt hat vor allem Axel Honneth betont, dass sich die Reproduktion gesellschaftlichen Lebens unter dem „Imperativ einer reziproken Anerkennung“ vollzieht, wobei vor allem Muster sozialer Wertschätzung die Existenz eines „intersubjektiv geteilten Wertehorizontes“ voraussetzen.⁵⁰ Denn die Kultur einer gesellschaftlichen Gruppe gibt die Kriterien vor, „an denen sich die soziale Wertschätzung von Personen orientiert, weil deren Fähigkeiten und Leistungen intersubjektiv danach beurteilt werden, in welchem Maße sie an der Umsetzung der kulturell definierten Werte mitwirken können“.⁵¹ Man wird annehmen können, dass jeder Mäzen von dieser Form intersubjektiver Anerkennung in hohem Maß profitiert, denn – um es vereinfachend zu formulieren: das Gefühl, das die Gesellschaft für ihn hat, erhöht das Gefühl, das er von sich selber hat.

Wenn es stimmt, dass Identität durch intersubjektive Anerkennung gestiftet wird, dann gilt dies nicht nur in der Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft, sondern auch für die Kommunikation zwischen der Gesellschaft und kollektiven Akteuren, also Personen, die sich (mehr oder weniger formell) vereint für eine sie alle verbindende Gemeinsamkeit

47 In Anlehnung an Dahrendorf, *Ligaturen*, S. 423. Dahrendorf hat diesen Begriff allerdings für die Gegenwart des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts vorgeschlagen. Er bezeichnet „Ligaturen“ als „tiefe kulturelle Bindungen, die Menschen in die Lage versetzen, ihren Weg durch die Welt der Optionen zu finden“.

48 In Anlehnung an Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* Bd. 2, S. 207–216.

49 Durkheim, *Formen des religiösen Lebens*, S. 560.

50 Vgl. zum Folgenden Honneth, *Anerkennung*, S. 148–211 u. hier insbesondere S. 148–152 u. 196–198.

51 Honneth, *Anerkennung*, S. 198.

und deren Anerkennung engagieren. Mit dieser Annahme wechselt die Perspektive vom „Ich“ zum „Wir“, also von der identitätsstiftenden Bedeutung individuellen Mäzenatentums zur vergesellschaftenden Klammerfunktion kollektiven mäzenatischen Handelns. Dafür gilt es in erster Linie, die konkreten Organisationsformen und Muster solchen Handelns zu untersuchen, denn die Stabilität „kollektiver Identität“⁵² ist unter anderem auf die Selbsterfahrung kollektiver Akteure im regelmäßig wiederholten gemeinsamen Handeln angewiesen. Diese Grundannahme rekurriert auf eine zentrale These der Religionssoziologie Émile Durkheims, die er in der Zusammenfassung zu seiner Untersuchung Die elementaren Formen des religiösen Lebens formulierte: „Die Gesellschaft kann ihren Einfluss nicht fühlbar machen, außer sie ist in Aktion; und dies ist sie nur, wenn die Individuen, die sie bilden, versammelt sind und gemeinsam handeln. Durch die gemeinsame Tat wird sie sich ihrer bewusst und realisiert sie sich: sie ist vor allem aktive Kooperation.“⁵³

Durkheim konnte sich keine Gesellschaft denken, die nicht von Zeit zu Zeit das Bedürfnis fühlt, den alle ihre Mitglieder verbindenden Konsens in regelmäßigen Abständen durch Gemeinschaftserlebnisse und kollektives Tun zu erwecken und zu festigen; und „diese moralische Wiederbelebung“ könne nur mit Hilfe von Vereinigungen, Versammlungen und Kongregationen erreicht werden.⁵⁴

Dieser Durkheimsche Ausgangspunkt ist für eine historisch orientierte Theorie mäzenatischen Handelns zunächst deshalb so wichtig, weil dadurch nicht nur die Formen des individuellen, sondern auch die des kollektiven Mäzenatentums in den Blick geraten. Diese Perspektive ist gerade für eine Untersuchung bürgerlichen Mäzenatentums im 19. und 20. Jahrhundert unerlässlich, denn nicht ohne Grund gehört es seit langem zum *ceterum censeo* der historischen Bürgertumsforschung, die vergesellschaftende Funktion des Vereins für das Bürgertum zu betonen, sei es als privater Raum für „Geselligkeit“, sei es als Kommunikationszentrum zur Herstellung von „Öffentlichkeit“. Zudem ließe sich Durkheims handlungstheoretische Erklärung der Entstehung und Absicherung gesellschaftlicher Wertvorstellungen und Selbstidentifikationen im religiösen Kult sehr wohl auf mäzenatische Reproduktionsmechanismen bürgerlicher Kultur im 19. und frühen 20. Jahrhundert übertragen. Wo „die“ Kunst und „die“ Wissenschaft zu innerweltlichen Ersatzreligionen mutierten, könnten kollektive Formen privater Kunst- und Wissenschaftsförderung durchaus als quasi

52 Das Wort (kollektive) Identität in den Mund zu nehmen, heißt, in einen vergifteten Zankapfel zu beissen, denn am Begriff der Identität scheiden sich heutzutage die Geister in angeblich „moderne“ und sogenannte „postmoderne“ Positionen. Eine heftige und zuweilen zu ungerechte Polemik liefert beispielsweise Niethammer, Kollektive Identität. Dass Diskurse über Formen kollektiver Identitätskonstruktion häufig interessegeleitet und normierend waren und sind, ist wohl gerade deshalb so, weil dabei *immer* Grenzziehungen im Spiel sind, kraft derer die jeweilige Differenz von Innen und Außen, von Zugehörigkeit oder Fremdheit bestimmt wird. Vgl. dazu Giesen, Kollektive Identität, S. 22–32 und Koselleck, Historik, S. 101 u. 104f. Zum m. E. tragfähigen konstruktivistischen Ansatz zur Erklärung kollektiver Identitätsbildung vgl. neben Giesen, Kollektive Identität, S. 11ff. auch J. Assmann, Gedächtnis, S. 130ff. und knapp zusammenfassend Straub, Identität, S. 102–104.

53 Durkheim, Formen des religiösen Lebens, S. 560.

54 Vgl. ebd., S. 571.

sakrale Rituale der bürgerlichen Gesellschaft interpretiert werden. Schließlich hat Durkheims Einführung von Handlungsvollzug und Identitätskonstruktion den großen Vorteil, kollektives mäzenatisches Engagement von den konkreten Bedingungen sozialen Handelns und nicht von theoretischen Diskursen ausgehend untersuchen zu können. So müsste man fragen, ob es vielleicht gar nicht in erster Linie abstrakte und symbolisch vermittelte Begriffe waren, sondern individuell relevante und überschaubare Kommunikationsnetze persönlicher Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens, die die primären motivationsstiftenden Bezugsrahmen kollektiven mäzenatischen Handelns abgaben? Vielleicht erfüllte erst das konkrete Handeln die Symbole „kollektiver Identität“ mit dem Wissen der Gesellschaft über sich selbst und verwandelte diese in dem Maße, wie diese Gesellschaft sich veränderte?⁵⁵

III. Bürgerliches Mäzenatentum und kommunale Kulturpolitik in Dortmund und Münster 1871–1933 (Beispiele)

III. 1. Untersuchungsansatz

a. Leitfragen und Erklärungsmodelle

Vor dem Hintergrund des beschleunigten Wandels „von der Verstädterung zur Urbanisierung“⁵⁶ um die Wende zum 20. Jahrhundert muss eine stadtdenkmaltypisch orientierte Untersuchung bürgerlichen Mäzenatentums zunächst die kommunalwissenschaftlich relevante Frage nach dem Wechselspiel von „privater“ und „öffentlicher“ Initiative zwischen den Polen von Innovation und Instrumentalisierung, Konkurrenz und Symbiose stellen. Wie die Rollen des „Stifters“ und des „Anstifters“ zwischen kommunaler Kulturpolitik und bürgerlichem Mäzenatentum jeweils verteilt waren, von welcher Seite die Anstoß- und Planungsdynamik ausging und wie sich dieses Beziehungsgeflecht im langfristigen Prozess der Kommunalisierung von „Hochkultur“⁵⁷ und „Erinnerungskultur“ entwickelte, soll hier am Beispiel der westfälischen Städte Münster und Dortmund – also in zwei ganz unterschiedlichen stadttypologischen Kontexten⁵⁸ – dargestellt werden. Während sich Dortmund in der zweiten Hälfte

55 In diese Richtung weist beispielsweise Charlotte Tackes Untersuchung nationaler Symbole am Beispiel der Vereins- und Subskriptionsbewegungen für das Hermannendenkmal und die Vercingetorixdenkmäler in Deutschland bzw. Frankreich. Vgl. Tacke, Denkmal.

56 Vgl. dazu Reulecke, Urbanisierung, S. 68ff. und ders., Kulturförderung, S. 30.

57 Zur Erläuterung dieses Begriffes: Im späten 18. Jahrhundert durch aufklärerische und neuhumanistische Ideale geprägt und seit Anfang des 19. Jahrhunderts durch Gymnasium, Universität und Museum als klassische „Bildung“ äußerst erfolgreich institutionalisiert und kanonisiert, spiegelt der an sich enge und diffuse Begriff der bürgerlichen „Hochkultur“ die zeitgenössische Hochschätzung und den gesellschaftlichen Universalanspruch einer harmonisch-klassischen Kunstästhetik im Bürgertum wider. Ein Hauptgrund für diese begriffsgeschichtliche Wirksamkeit war wohl die Vulgarisierbarkeit dieses ursprünglich komplexen philosophischen Bildungs-Konzepts zu einem unpräzisen synkretistischen „Deutungsmuster“, das Georg Bollenbeck zugespitzt aber wohl zutreffend als „semantisches Gefängnis“ bezeichnet hat. Vgl. dazu Bollenbeck, Bildung, S. 19–27. In der neueren Forschung vertritt vor allem Wolfgang J. Mommsen diesen Begriff von liberal-protestantisch geprägter bürgerlicher „Kultur“ im Sinne von „Hochkultur“. Vgl. Mommsen, Bürgerliche Kultur, S. 6–17. und ders., Stadt und Kultur.

58 Vgl. dazu Krabbe, Kommunalpolitik, S. 103–122.

te des 19. Jahrhunderts durch die Dynamik der Hochindustrialisierung extrem verändert hatte und den qualitativen Sprung zum urbanen Gemeinwesen mit kultureller Infrastruktur in dem relativ kurzen Zeitraum nach der Jahrhundertwende und vor dem Ersten Weltkrieg erlebte, entwickelte sich die Verwaltungs- und Universitätsstadt Münster im Windschatten der Industrialisierung als kulturelles Zentrum mit regionaler Ausstrahlung vergleichsweise kontinuierlich. Ob und inwiefern dieser ungleich verlaufende Urbanisierungsprozess die Folge oder die Ursache einer spezifischen Beziehungsdynamik zwischen den Städten und ihren Mäzenen war, soll an einigen Beispielen zur Entstehungs- und Finanzierungsgeschichte kulturpolitischer Initiativen untersucht werden (siehe dazu III.2.)

Aus der Perspektive der Bürgertumsgeschichte interessiert zudem das jeweilige Verhältnis zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum auf den Ebenen individuellen und kollektiven mäzenatischen Handelns. Dabei hob die Bürgertumsforschung in letzter Zeit vor allem die kulturelle Reproduktions- und Identitätsfunktion kollektiven Mäzenatentums hervor, um „Kultur“ als die Klammer um unterschiedliche bürgerliche Berufsgruppen zu apostrophieren. Das Argument lautet, dass Kulturbedürfnisse und Kunstinteressen im 19. Jahrhundert eine gemeinsame Basis der Verständigung zwischen „Besitz“ und „Bildung“ schufen, vermittelt durch das Zusammentreffen städtischer Führungsgruppen in zahlreichen kulturellen Vereinen; wo Kaufleute und Unternehmer, Beamte und Akademiker ihr Interesse an Kunst und Musik, Geschichte und Heimat teilten und sich gemeinsam für den Bau von Museen, Konzertsälen, Theatergebäuden, Denkmälern usw. engagierten, hatten sie Anteil an der Setzung von Geschmacksmaßstäben und der kulturpolitischen Umsetzung dieses Kanons auf städtischer Ebene.⁵⁹

Um diese Argumentation am Beispiel Dortmunds und Münsters zu überprüfen, bieten sich zwei Wege an. Zum einen müssen die Anteile wirtschafts- und bildungsbürgerlicher Gruppen in der Sozialstruktur von Vereinen und Subskriptionsbewegungen untersucht werden (siehe dazu III.3.a.)

Zum anderen sollte die Fragestellung auf das individuelle Mäzenatentum erweitert werden (siehe dazu III.3.b.): Vorgeschlagen wird hierfür ein Kommunikationsmodell reziproker Austauschbeziehungen zwischen ökonomischem und kulturellem „Kapital“.⁶⁰ Man stelle sich zum Beispiel einen Wirtschaftsbürger als potentiellen Kunstsammler vor, der in reichem Ausmaß über die finanziellen Mittel zum Ankauf wertvoller Bilder verfügt und damit auch eine Voraussetzung für späteres Mäzenatentum besitzt. Fehlt diesem Stifter in spe jedoch das sichere Urteilsvermögen zur selbständigen symbolischen Aneignung solcher „Kulturgüter“, bedarf sein Sammelwunsch und sein mäzenatisches Potential der Anstiftung von außen, der kulturellen Vermittlung und Beratung. Diese Funktion erfüllen bildungsbürgerliche Multi-

59 Vgl. zu diesem Ansatz vor allem die Aufsätze in Kocka/Frey (Hg.), *Bürgerkultur* sowie Cleve, *Geschmack*.

60 Dies in kritischer Anlehnung an die für Pierre Bourdieu's „Ökonomie der Praxis“ so zentrale Kapitaltheorie. Vgl. dazu Bourdieu, *Kapital*. Zur Skepsis gegenüber dem semantischen Korsett einer ökonomischen Begrifflichkeit siehe oben bzw. die Argumentation von Honneth, *zerissene Welt*, S. 200f.

plikatoren (zum Beispiel Künstler, Museumsdirektoren, Kunsthistoriker oder professionelle Experten in kulturpolitischen Schlüsselfunktionen), die sich ihren kulturellen „Habitus“ in einer langen Ausbildungszeit persönlich erworben haben, ihre Ideen und Leidenschaften jedoch nur (oder zumindest sehr viel besser) realisieren können, wenn sie andere in ihrem Sinne beraten und motivieren können. Stifter (Typ 1: „hohes ökonomisches/geringes kulturelles Kapital“) und Anstifter (Typ 2: „geringes ökonomisches/hohes kulturelles Kapital“) unterscheiden sich in diesem idealtypischen Beispiel durch das anders gewichtete Verhältnis zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital. Gerade deshalb sind sie aufeinander angewiesen und profitieren wechselseitig voneinander. Unabhängiger kann nur handeln, wer „Besitz“ und „Bildung“ in seiner Person vereint (Typ 3: „hohes ökonomisches/hohes kulturelles Kapital“). Der Vorteil einer solchen Kapitaltypologie individuellen Mäzenatentums für die eingangs gestellte Frage nach dem Zusammenwirken von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum ist, dass sie als Modell kommunikativen Handelns die innerbürgerliche Bruchlinie zwischen wirtschafts- und bildungsbürgerlichen Gruppen relativiert, aber eben nicht negiert.

b. Überlegungen zur Periodisierung

Der Anfang des Untersuchungszeitraumes betont den Zusammenhang zwischen Hochindustrialisierung, Reichsgründung und bürgerlichem Mäzenatentum. Denn erst das Entstehen größerer Privatvermögen im Wirtschaftsbürgertum und die nachhaltige Verbesserung bildungsbürgerlicher Berufschancen im neu gegründeten Großstaat erweiterte die finanziellen Möglichkeiten und schaffte so die Voraussetzungen für eine positivere Selbstwahrnehmung bürgerlicher Mäzene im Kaiserreich.⁶¹

Diese Blütezeit bürgerlichen Mäzenatentums vor 1914 wird durch die Ausweitung auf die Weimarer Republik mit einer Zeit kontrastiert, in der die Rahmenbedingungen mäzenatischen Handelns durch Inflationskrisen und politische Demokratisierung grundlegend verändert waren. Manches deutet darauf hin, dass die mäzenatische Zurückhaltung im Bürgertum nach 1918 aus der fehlenden Identifikation mit dem neuen politischen und gesellschaftlichen System der Weimarer Demokratie herrührte. So unterstützte die westfälische Wirtschaft im Bereich der „Erinnerungskultur“ beispielsweise fast ausschließlich nationalpatriotische Denkmalprojekte wie das Bismarck-National-Denkmal bei Bingerbrück oder das Tanenberg-Nationaldenkmal⁶², jedoch keine Initiativen demokratischer Traditionsstiftung. Betont wurde die Kontinuität und nicht der Bruch mit dem Kaiserreich. Zudem verschärften die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges (insbesondere wohl die Frage der Kriegsbeschädigtenfürsorge) die Forderungen nach sozialstaatlicher Versorgungspflicht in der Bevölkerung erheblich. Es ist eine offene Frage, ob und inwieweit sich eine etatistische Wahrnehmung staatlicher und kommunaler Pflichten auch auf die „Kultur“ ausdehnte.

61 Vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, S. 730; Mommsen, Bürgerliche Kultur, S. 103; Frey, Bedeutungswandel.

62 Vgl. dazu WWA, Bestand K 1 Nrn. 1399 u. 1432 sowie Bestand K 4 Nr. 104.

Mit den vier Jahrzehnten zwischen 1890 und 1930 umfasst der Untersuchungszeitraum schließlich die klassische Epoche der „Moderne“, eine Zeit, die unter einem hohen – die Erfahrungen, Erwartungen und Handlungsweisen der Zeitgenossen mehr oder weniger bewusst prägenden – Modernisierungsdruck stand. Es ist eine Grundannahme dieser Untersuchung, dass dieser Druck beschleunigter oder sogar schubweiser Veränderungen im Bürgertum unterschiedlich wahrgenommen und gedeutet wurde, teils als kultureller Sinnverlust und Zustand gesellschaftlicher Anomie, teils als notwendig auftretende und zu überwindende Spannung, und dass sich bürgerliche Mäzene sowohl im Lager der „Kulturpessimisten“ als auch in dem der „Fortschrittsoptimisten“ finden lassen. Dies sollte jedoch nicht dazu führen, die entsprechenden Handlungsmuster einseitig zu bewerten, etwa als irrational, rückwärtsgerichtet und kompensatorisch auf der einen oder als rational, zukunftsorientiert und realistisch auf der anderen Seite.⁶³

III. 2. Auf dem Weg zur „Kulturstadt“: zur Beziehungsdynamik zwischen mäzenatischer und kommunaler Initiative

*„Aber was aus freien Mitteln geschieht, das verdient in viel höherem Maße
Anerkennung als das, was man unter dem Steuerzwang der Stadt schafft.“⁶⁴*

Im nationalen Vergleich deutscher Großstädte stachen weder Münster noch Dortmund als überregionale Kulturzentren des Kaiserreiches oder der Weimarer Republik heraus. Noch Mitte der zwanziger Jahre, in der Phase der relativen Stabilisierung der Weimarer Republik, profitierte beispielsweise eine ehemalige Residenzstadt wie München vom früheren Glanz monarchischen Mäzenatentums durch das Flair einer großen Künstlerszene und die hohe Zentralität seiner kulturellen Infrastruktur.⁶⁵ Nach der Berufszählung des Jahres 1925 arbeiteten dort immerhin 2.862 Erwerbstätige als „Künstler“, „Schriftsteller“ oder „Privatgelehrte“, und 3.318 Personen verdienten ihr Geld am Theater oder im Musikgewerbe (zusammengenommen war dies ein Anteil von 17,3 Promille der Münchner Erwerbstätigen; im Vergleich zu diesem nationalen Spitzenwert kam Münster auf einen respektablen Anteil von 6,9 Promille und Dortmund auf 4,9 Promille; siehe unten Tabelle 1). Gerade im Bereich der Ausbildung bildender Künstler behielten die alten Residenzstädte noch in den zwanziger Jahren diese hohe kulturelle Attraktivität, weil dort die staatlichen Kunstakademien und vie-

63 Hans Joas hat m. E. zu Recht davor gewarnt, dass jede „Handlungstheorie, die nicht-rationales Handeln schon durch ihren begrifflichen Zugriff als defizienten Modus des rationalen Handelns zuschneidet“, von vornherein eine „hermetische Deutung der Moderne aus den Prinzipien der Rationalität“ begründet und sich dementsprechend selbst beschränkt, indem sie die aus ihrer Sicht nicht-rationalen Handlungsformen nur als „vormoderne Relikte“ und „antimoderne Abweichungen“ einordnen kann. Vgl. dazu Joas, Kreativität, S. 68.

64 Wilhelm Schmieding in einer Rede anlässlich der Enthüllung des sog. „Steinplatzbrunnens“ am 27.1.1906, abgedruckt im Bericht über die 25jährige Tätigkeit des Verschönerungsvereins zu Dortmund 1883–1908, Dortmund 1909, S. 41.

65 Zu München vgl. Gay, Bürger und Boheme, S. 124–141; Lenman, Kunst, S. 108ff.; Gollwitzer, Ludwig I., S. 746; siehe außerdem Hardtwig, Monarchisches Sammeln.

le, in der Mehrzahl vom Staat getragene und überregional bedeutsame Kunstmuseen angesiedelt waren.⁶⁶ Im Gegensatz zur bildenden Kunst war der im Grunde viel kostenintensivere Theater- und Orchesterbetrieb der Weimarer Zeit weitaus stärker kommunalisiert.

Bereits gegen Ende des Kaiserreiches fanden sich in 32 Städten mit Einwohnerzahlen über 80.000 Theatergebäude, die Eigentum dieser Kommunen waren.⁶⁷ Zudem übernahmen in dieser Zeit immer mehr Städte den Theaterbetrieb in eigene Regie, und auch dort, wo diese Aufgabe (wie beispielsweise in Münster) weiterhin verpachtet wurde, engagierten sich die Städte finanziell zunehmend stärker.

Tab. 1: Anteil der wichtigsten künstlerischen Berufe an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen nach den Ergebnissen der Berufszählung vom 16.6.1925⁶⁸

| Name der Stadt | Zahl d. Erwerbstätigen in der Gesamtbevölk. (Spalte 2) | Künstler, Schriftsteller, Privatgelehrte | | Theater, Musikgewerbe | |
|-----------------|---|--|-------------------------------------|-----------------------|-------------------------------------|
| | | <i>absolut</i> | <i>Promille Anteil von Spalte 2</i> | <i>absolut</i> | <i>Promille-Anteil von Spalte 2</i> |
| Dortmund | 142.282 | 57 | 0,4 | 645 | 4,5 |
| Münster | 48.375 | 54 | 1,1 | 278 | 5,8 |
| (zum Vergleich) | | | | | |
| Berlin | 2.183.947 | 6.215 | 2,9 | 13.446 | 6,2 |
| Köln | 334.132 | 310 | 0,9 | 1.591 | 4,8 |
| München | 358.180 | 2.862 | 8,0 | 3.318 | 9,3 |
| Essen | 199.298 | 77 | 0,4 | 625 | 3,1 |
| Frankurt/M. | 239.491 | 415 | 1,7 | 1.549 | 6,5 |
| Düsseldorf | 208.148 | 553 | 2,7 | 1.134 | 5,4 |
| Duisburg | 122.030 | 30 | 0,3 | 508 | 4,2 |
| Barmen | 95.361 | 46 | 0,5 | 246 | 2,6 |
| Elberfeld | 84.035 | 47 | 0,6 | 352 | 4,2 |
| Bochum | 88.731 | 18 | 0,2 | 286 | 3,2 |
| Mainz | 52.309 | 54 | 1,0 | 331 | 6,3 |
| Wiesbaden | 49.215 | 116 | 2,4 | 651 | 13,2 |

Städte mit Pachtbetrieben versuchten zum Beispiel, die Qualität des Ensembles durch die vertragliche Festlegung von Mindestgagen zu sichern oder das geschäftliche Risiko der Päch-

66 Staatliche Kunstakademien und Landeskunstschulen gab es in Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Karlsruhe, Kassel, Königsberg, Leipzig, München und Stuttgart. Außer Düsseldorf, Königsberg und Leipzig verfügten diese Städte alle über ein oder mehrere vom Staat bzw. der Provinz getragene Kunstmuseen. Vgl. dazu Schott, *Kunstpflge*, S. 87, 94 und 114–118.

67 Zum Vergleich: Im Jahre 1911 waren 10 Theatergebäude im Besitz des Staates bzw. des Landesherrn, 7 Stadttheater gehörten gemeinnützigen Aktiengesellschaften und 5 Theater Privatpersonen. Laut Volkszählung vom 1.12.1910 gab es 61 Städte in Deutschland, die mehr als 80 000 Einwohner zählten. Vgl. dazu Landsberg, *Theaterverhältnisse*, S. 743.

68 Zusammenestellt aus Schott, *Kunstpflge*, S. 107.

ter durch die Garantie monatlicher Mindesteinnahmen oder die Zahlung eines festen Direktorengehalts zu verringern. Trotz dieser allgemeinen Tendenz zum stärkeren Engagement der Kommunen beim Theater- und Opernbetrieb konnte die Höhe der städtischen Ausgaben um 1911 jedoch selbst in vergleichbaren Städten noch relativ stark schwanken.

Tab. 2: Städtische Subventionierung von Theater, Oper und Orchester; 1928 und 1931 im Vergleich⁶⁹

| Stadt/Jahr | Jekopfbetrag (auf 1 Einw. entfielen ... RM Zuschuss) | | städtische Zuschüsse (in RM) für Theater (a) und Orchester (b) im Jahr | | | | Proz. Anteil des städt. Zuschusses an der Gesamteinnahme | |
|------------|---|------|---|---------|-----------|---------|--|------|
| | 1928 | 1931 | 1928 | | 1931 | | 1928 | 1931 |
| | | | a | b | a | b | | |
| Dortmund | 4,58 | 2,03 | 1.801.500 | 328.500 | 874.000 | 207.000 | 66,5 | 67,2 |
| Münster | 6,12 | 3,77 | 472.500 | 237.300 | 253.000 | 204.000 | 67,1 | 48,5 |
| Köln | 4,32 | 3,40 | 2.602.000 | 514.900 | 1.867.000 | 397.000 | 58,2 | 58,7 |
| Essen | 4,55 | 2,34 | 1.793.000 | 345.700 | 1.207.000 | 308.000 | 78,0 | 75,5 |
| Düsseldorf | 5,68 | 3,00 | 1.954.200 | 564.400 | 997.000 | 424.000 | 70,6 | 66,7 |
| Wuppertal | 2,95 | 2,00 | 579.600 | 494.400 | 512.000 | 314.000 | 56,7 | 68,3 |
| Hagen | 5,90 | 3,66 | 359.000 | 237.500 | 341.000 | 198.000 | 61,3 | 62,5 |
| Mainz | 5,21 | 3,57 | 576.900 | 0 | 478.000 | 0 | o. A. | 47,4 |
| Bonn | 5,80 | 4,82 | 271.400 | 266.400 | 222.000 | 218.000 | 60,2 | 60,9 |

In den zwanziger Jahren setzte sich die Kommunalisierung des Theater-, Opern- und Orchesterbetriebs in Eigenregie weiter durch. In Dortmund und Münster entfielen 1928 beispielsweise zwei Drittel der Einnahmen auf die Subventionen der Städte (in Essen und Düsseldorf waren es sogar 78 Prozent beziehungsweise 71 Prozent); damit zahlten Dortmund beziehungsweise Münster für die kulturelle Versorgung mit Theater und Oper pro Einwohner 4,58 RM beziehungsweise 6,12 RM an Zuschüssen (in Essen lag dieser „Jekopfbetrag“ bei 4,55 RM, in den Universitätsstädten Mainz und Bonn bei 5,21 RM beziehungsweise 5,80 RM; s. o. mit weiteren Vergleichsstädten: Tab. 2). Angesichts dieser finanziellen Abhängigkeit ist es kaum verwunderlich, dass alle städtischen Theater und Opern im Sog der allgemeinen wirtschaftlichen Krise Anfang der dreißiger Jahre in eine existenzbedrohende Krise gerieten. So entfielen bereits 1931 auf einen Einwohner in Dortmund beziehungsweise in Münster nur noch 2,03 RM beziehungsweise 3,77 RM städtische Zuschüsse, also im Vergleich zu 1928 über die Hälfte beziehungsweise über ein Drittel weniger.⁷⁰

In Dortmund standen am Anfang dieses Kommunalisierungsprozesses zwei mäzenatische Privatinitiativen. Zunächst schenkte der Dortmunder Julius Overbeck, Inhaber einer der größten Stearin- und Kerzenfabriken Deutschlands, der Stadt im November 1890 anlässlich seines 50-jährigen Geschäftsjubiläums 30 000 Mark zur Gründung eines Theaterbaufonds; (ein Geschenk, das ein Jahr später auch in der Begründung seines Antrages auf Ver-

⁶⁹ Zusammengestellt aus den Statistischen Jahrbüchern deutscher Städte Nr. 25 und 28 (NF 4 und 7), Jena 1930 und 1933.

⁷⁰ Dieser Trend zeigte sich mehr oder weniger deutlich in allen ausgewählten Vergleichsstädten; s. o. Tab. 2.

leihung des „Kommerzienrates“ lobend herausgehoben wurde).⁷¹ Der Wunsch nach einem neuen Theatergebäude und einem dauerhaften Theaterbetrieb war für Overbeck nicht nur und weitaus mehr als eine Frage persönlicher Statusdokumentation: bereits 1872 hatte er als einer der ersten Unterzeichner zur Gründung einer (gemeinnützigen) Theater-Aktiengesellschaft aufgerufen, um eine dauerhafte Theaterversorgung für Dortmund zu sichern; und seit 1886 engagierte er sich, wiederum gemeinsam mit anderen Honoratioren, in einer privaten Sammlungsinitiative für einen Theaterneubau.⁷² Gutes Theater verstand Overbeck als sittenreformerisches „Erziehungsmittel für Jung und Alt und für die weitesten Kreise“, also als Gegengewicht zur populären kommerziellen Freizeitkultur der neuen Großstadt. Dementsprechend wünschte er sich einen „würdigen, gut ventilierten bequemen Tempel der Kunst, [...] welcher *allen* Plätzen sowohl für Auge wie Ohr volles Verstehen“⁷³ garantierte. Im Laufe der 1890er Jahre wurde Overbecks Schenkung gewinnbringend angelegt und aus Zinsüberschüssen der städtischen Sparkasse (also mit öffentlichen Geldern) jährlich aufgestockt, so dass dieser „alte“ Theaterbaufonds gegen Ende des Jahres 1900 mit rund 113.200 RM nicht ganz vervierfacht worden war. Finanziell noch erfolgreicher war eine im November 1899 vom Stadtrat Eduard Kleine⁷⁴ und anderen Bürgern organisierte Sammlung, bei der die Subskribenten den einfachen oder doppelten Betrag ihrer Staatseinkommensteuer für das Jahr 1899 zeichnen sollten: rund 385.000 Mark kamen dabei bis Ende März 1900 zusammen. Somit standen nun 500.000 Mark zweckgebunden und befristet zur Verfügung und diese Summe vor Augen bewilligten die Gremien der Stadt weitere 750.000 RM für den Bau des neuen Stadttheaters.⁷⁵ Im Nachhinein ist diese Mischfinanzierung aus privaten und öffentlichen Mitteln jedoch kaum noch erwähnt worden. Im Vordergrund stand die identitätstiftende und daher stadtideologisch gewollte Hervorhebung bürgerlichen Kunstmäzenatentums, in dem sich die Urbanität einer groß gewordenen Industriestadt spiegeln sollte. Als der von dem Münchener Jugendstil-Architekten Martin Dülfer⁷⁶ entworfene, auf moderne und monumentale Wirkung kalkulierte Thea-

71 Julius Overbeck, geb. 1823, gest. 1904, 1891 zum Kommerzienrat und 1901 zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Als Sohn des unternehmerisch wohl noch erfolgreicherer Wilhelm Overbeck („Löwenbrauerei“, „Stearinlichter und Seifenfabrik Overbeck und Sohn“) seit 1849 Mitinhaber einer Stearin- und Kerzenfabrik, die 1891 ca. 120 Arbeiter beschäftigte. Vgl. dazu Paul Hermann Mertes, Wilhelm Overbeck, in: RWWB Bd. 11, Münster 1983, S. 107–109 u. 139f. sowie die Begründung des Antrages auf Verleihung des „Kommerzienrates“ in StADo, Bestand 3, Nr. 571. Zum Theaterbaufonds vgl. insbesondere StADo, Bestand 3, Nr. 1023.

72 Vgl. für beide Initiativen StADo, Bestand 3, Nr. 341.

73 Vgl. einen Brief Overbecks an den Dortmunder Magistrat vom 1.11.1890, in: StADo, Bestand 3, Nr. 1023. [Unterstreichungen im Orig.].

74 Eduard Kleine, geb. 1837, gest. 1914, Bergbauunternehmer, Leitung verschiedener Steinkohlezechen, Aufsichtsratsmitglied der Gelsenkirchener Bergbau AG, seit 1875 Dortmunder Stadtverordneter, seit 1877 unbesoldetes Magistratsmitglied, 1913 zum Dortmunder Ehrenbürger ernannt. Vgl. NDB Bd. 11, Berlin 1977, S. 748 und Unverfehrt, Kleine.

75 Vgl. den Magistratsantrag vom 17.4.1900 und den Beschluss der Stadtverordneten vom 7.5.1900, in: StADo, Bestand 3, Nr. 340.

76 Martin Dülfer, zwischen 1887 und 1906 Architekt in München, seit 1906 auf Betreiben Fritz Schumachers Professor an der TH Dresden, war damals ein in Deutschland wichtiger Vertreter des Jugendstils.

terbau⁷⁷ 1904 eröffnet wurde, prangte auf dem Giebel der Stirnseite das sinngebende Motto: „Nimmer entbehre die strebende Stadt der veredelnden Künste, opferfreudiger Sinn baute den Musen dies Heim.“

Münster dagegen besaß schon seit 1775 ein stehendes Theater, erbaut auf Initiative des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster, Maximilian Friedrich Graf von Königsegg-Rothenfels.⁷⁸ Dieser zeitliche und infrastrukturelle Vorsprung Münsters entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts jedoch zunehmend zum Bremsklotz theaterpolitischer Innovation. Das Publikum empfand den Zuschauerraum als zu klein und zu unbequem, und die antiquierte Bühnentechnik konnte die durch veränderte Sehgewohnheiten⁷⁹ gewachsenen Ansprüche der Zuschauer, die ein höheres Tempo der Inszenierung (zum Beispiel durch „Verwandlungen bei offener Szene“) und eine naturalistischere Spielweise (ermöglicht durch verbesserte Bühnenbeleuchtung) erwarteten, kaum noch befriedigen. In erster Linie waren es jedoch baupolizeiliche Bedenken wegen mangelnder Feuersicherheit und ungenügender Fluchtwege, die schließlich 1891 dazu führten, den Abbruch des Theaters zu beschließen und das Grundstück zu verkaufen.⁸⁰ Ende 1895 eröffnete das „neue“ Lortzing-Theater im zunächst angemieteten und umgebauten Romberger Hof an der Neubrückenstraße. Mit dieser neuen (1906 für 580.000RM von der Stadt angekauften) Spielstätte begann zugleich eine quälende Geschichte baupolizeilicher Bedenken, dilatorischer Umbaumaßnahmen und gescheiterter Neubaupläne. Ausschlaggebend war dafür ein strukturelles Problem städtebaulicher Modernisierung: Münster mit seinem alten gewachsenen Stadtkern verfügte über keinen ausreichend großen und un bebauten Bauplatz in zentraler Lage und städtischem Besitz.⁸¹ Hinzu kamen innerbürgerliche Spannungen zwischen den zugewanderten preußischen Beamten der Provinzialverwaltung und den städtischen Honoratioren, die sich auch noch Jahre nach dem Höhepunkt des „Kulturkampfes“ in Diskussionen um einen Theaterneubau niederschlugen.⁸² Dass die Theaterfrage in Münster virulent blieb, war bezeichnenderweise stärker auf den gesetzlichen Druck neuer Bauordnungen als auf die Innovationsbereitschaft städtischer Kulturpolitik oder das private Engagement theaterbegeisterter Bürger zurückzuführen.

Tatsächlich war die Beziehungsdynamik zwischen Stadt und Mäzenatentum hier ebenso wie bei der eng damit verwandten Frage eines neuen Konzertsalles für Münster eher schwach

77 Die beste Beschreibung dieses Theaterbaues liefert Friedrich Kullrich, *Das neue Stadttheater in Dortmund*, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung* Jg. 25, 105, Nr. 1 u. 3, S. 6–8 u. 19–23.

78 Vgl. dazu Jeismann, *Theater*, S. 490–492.

79 Vgl. dazu Daniel, *Hoftheater*, S. 364–370.

80 Endgültig abgerissen wurde das sog. Komödienhaus 1894. Vgl. dazu *StadtAM*, *Stadtverordnetenreg.* Nr. 264.

81 Trotz mehrerer Umbauten konnte das Lortzing-Theater seit 1910 auf Grund neuer Bauordnungsvorschriften nur noch mit jährlichen Sondergenehmigungen weiterbetrieben werden. Bis 1913 scheiterten mindestens vier Neubaupläne an den Widerständen unterschiedlicher innerstädtischer Interessengruppen (Heimatschützer, Grundstückseigentümer, Stadtteilbevölkerung usw.). Vgl. dazu ein Schreiben des Münsteraner OB Jungeblodt an den Regierungspräsidenten des Regierungsbezirkes Münster vom 10.2.1913, in: *StadtAM*, *Stadtreg.* Fach 155 Nr. 107.

82 Vgl. dazu Krabbe, *Schul- und Kulturpolitik*, S. 178f.

ausgeprägt und teilweise sogar gestört. Zwar hatte der Rentier Joseph Hötte⁸³ bereits im Januar 1885 dem Magistrat angekündigt, ein Grundstück anzukaufen und darauf einen Mehrzweckbau für Theater, Konzerte und Versammlungen „im Interesse der Stadt und zum Vorteil derselben“ bauen zu wollen, aber dieser Plan scheiterte wiederum an der Platzfrage. Hötte musste das Grundstück sehr bald wieder verkaufen und schenkte der Stadt den Erlös von 46 500 RM als „Fonds“ für einen Theater- oder Tonhallenneubau.⁸⁴ Sehr viel langwieriger und noch erfolgloser verliefen seit 1873 die Bemühungen des Musikvereins in Münster, auf eigene Kosten eine neue Tonhalle für sich und die Stadt zu errichten und dafür einen geeigneten Bauplatz kostenlos zu erhalten. Selbst als der Musikverein Ende 1879 mit dem Hinweis auf eine in Aussicht gestellte und an ein bestimmtes Projekt gebundene Spende von 60.000 RM Druck auf die Stadt auszuüben versuchte, scheiterte der Plan, so dass der potentielle Mäzen Wilhelm Hüffer⁸⁵ sein Versprechen schließlich 1881 enttäuscht zurückzog.⁸⁶ Erst dreißig Jahre später reagierte die Stadt in der Frage eines städtischen Saalbaues für Konzerte und festliche Veranstaltungen wirklich aktiv, als eine vom Musikverein initiierte und organisierte Subskription zinsloser Darlehen (nur 2 von 49 Zeichnungen beziehungsweise 6.000 RM waren echte Geschenke) insgesamt rund 100.000 RM erbrachte. Kleinlaut und mahnend zugleich heißt es zu dieser Sammlung des Musikvereins im Magistratsantrag an die Stadtverordnetenversammlung: „Das verdient um so lebhaftere Anerkennung und um so wärmeren Dank, als wir leider eine derartige private Freigebigkeit für öffentliche städtische Zwecke hier im Gegensatz zu vielen anderen Städten nur zu sehr vermissen müssen.“⁸⁷

Drei Gründe dürften für diese relative Zurückhaltung ausschlaggebend gewesen sein: Münster „litt“ im Vergleich zu Dortmund sicherlich an enger gesteckten städtebaulichen Rahmen-

83 Joseph Heinrich B. Hötte jr., geb. 1838, gest. 1919, verheiratet (jedoch kinderlos), war einer der spendenfreudigsten Mäzene Münsters. Sein Vater Franz Anton war Kaufmann, im Pelzhandel tätig und zwischen 1850 und 1856 Gemeinderat der Stadt Münster. Seine Mutter Johanna Maria Petronella Deiters war die Tochter des promovierten Rechtsanwalts Heinrich Joseph Deiters. Vgl. dazu StadtAM, Genealogische Sammlung Hötte und Walter, Beamtenschaft, S. 397 und 418.

84 Zu dieser Schenkung vgl. den Magistratsantrag an die Stadtverordnetenversammlung vom 16.1.1885 und die Schreiben Höttes vom 18.2.1885 an Stadtrat Ficker und vom 28.3.1885 an den Magistrat, in: StadtAM, Stadttreg. Fach 56 Nr. 25.

85 Wilhelm Hüffer, 1821 in Münster geboren und in erster Linie wegen seiner Stiftung einer orthopädischen „Krüppelheil-Anstalt“ einer der bekanntesten Mäzene Münsters, engagierte sich für die Tonhallenpläne des Münsteraner Musikvereins, weil sein älterer Bruder Eduard, der Geschäftsführer der Aschendorffschen Buchhandlung, dort Vorstandsmitglied war. Wilhelm Hüffer war in Paris im Großhandel reich geworden und wohnte seit Anfang der siebziger Jahre bis zu seinem Tod 1895 in Rom, war dort Mitglied des Deutschen Künstlervereins und finanzierte als Mäzen zum Beispiel die Restaurierung des Terminibrunnens Domenico Fontanas und die Ausstattung der Piazza Cairoli. Vgl. mit weiterführenden Literaturhinweisen Schulte, Köpfe, S. 130–134 u. 397.

86 Vgl. zu dieser Episode im Streit um den Bauplatz für einen Konzertsaal das Schreiben des Münsteraner Musikvereins an den Magistrat vom 4.12.1879, in: StadtAM, Stadttreg. Fach 56 Nr. 25 sowie die Protokolle der Vorstandssitzungen des Musikvereins vom 10.11.1879, 7.1.1880, 13.10.1880 und 3.6.1881, alle in: StadtAM, Musikverein Nr. 3.

87 425.000 RM veranschlagte der Magistrat für den Neubau sowie 160.000 RM für Grunderwerbskosten und Stempelgelder. Vgl. das Magistratsschreiben an die Stadtverordnetenversammlung vom 29.9.1913, in: StadtAM, Stadttreg. Fach 50 Nr. 82.

bedingungen und der schwächeren Präsenz eines starken Wirtschaftsbürgertums mit großen Kapitalvermögen. Dazu kam die „Verführung“ zur finanziellen Unselbständigkeit durch die Nähe der staatlichen Provinzialverwaltung. Schließlich gingen so wichtige kulturpolitische Initiativen wie die Gründung des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst 1872, die Wiederaufwertung Münsters zur Universitätsstadt 1902⁸⁸ oder der Bau des „Landesmuseums“ (eröffnet 1908) von der staatlichen Spitzenbürokratie der Provinz und deren politischen Institutionen aus, während die Kommune als „Provinzialhauptstadt“ kulturell profitierte und finanziell nur reagierte. Vielleicht waren die städtischen Vertreter in Münster auch aus diesen Gründen vergleichsweise weniger kreativ als in Dortmund, wenn es darum ging, Mäzenatentum anzustiften und zu vermitteln. Aus Platzgründen mag nur ein Beispiel zur städtischen „Erinnerungskultur“ dies andeutungsweise illustrieren.

Im Dortmunder Bürgertum herrschte um die Jahrhundertwende eine große Begeisterung für Bildprogramme, in der sich die mittelalterliche Tradition Dortmunds als freie Reichsstadt mit seiner industriestädtischen Gegenwart vermischte.⁸⁹ Die Kontinuitätslinie, die diese Ikonographie zwischen reichsstädtischer Tradition und Industriestadt zog, behauptete eine bürgerstolze städtische Identität, die angesichts des Drucks sozialer und räumlicher Krisenbewältigungszwänge im Verstädterungsprozess vielleicht umso erstrebenswerter schien. Noch stärker als in Münster, wo vor allem die Erinnerung an die Geschichte als Schauplatz des europäischen Friedenskongresses bürgerliches Mäzenatentum motivierte⁹⁰, entwickelten sich in Dortmund aus dieser Sehnsucht nahezu symbiotische Beziehungen zwischen akademisch gebildeten Experten und kapitalkräftigen Mäzenen. Am eindrucksvollsten erzählt die Geschichte des Umbaus des alten Dortmunder Rathauses⁹¹ diese Verquickung von historischer Identitätsstiftung und mäzenatischem Bürgerstolz. Noch bevor Ausgrabungsarbeiten auf die mittelalterliche Substanz des Rathauses aus dem 13. Jahrhundert aufmerksam gemacht hatten, war im Vorstand des Dortmunder Geschichtsvereins über die Alternative eines Neu- oder Ausbaues des maroden Gebäudes diskutiert worden.⁹² Vor allem die verantwortlichen städtischen Amtsinhaber – der Oberbürgermeister Wilhelm Schmieding und die Stadtbau-

88 Vgl. dazu Duchhardt, „Minder-Universitäten“, S. 151–155.

89 Vgl. dazu Sander, Gastbuch und Langemeyer, Museumshandbuch 3.

90 Beispielsweise schenkte Stadtrat Ludwig Ficker der Stadt Münster zwei Bilder, darunter den „Friedensschluss zu Münster“ von Gerard Ter Borch, was Magistrat und Stadtverordnetenversammlung veranlasste, neun neu zu malende Porträts für den Sitzungssaal der Stadtverordneten in Auftrag zu geben und 2.500 RM dafür zu bewilligen. Die Porträts sollten zum einen zwei Münsteraner Bürgermeister aus der Zeit des „Friedensschlusses“ und zum anderen Bürger- bzw. Oberbürgermeister Münsters aus dem 19. Jahrhundert zeigen, alle im Stil des 17. Jahrhunderts gemalt. Städtische Identität wurde hier selbstbewusst durch die ikonographische Stiftung historischer Kontinuität behauptet. Vgl. dazu den Schenkungsbrief von Ludwig Ficker an den Magistrat von Münster vom 3.10.1883 sowie die Protokollauszüge der Sitzungen der Stadtversammlung vom 15.10. und 12.12.1883, in: StadtAM, Stadtrege. Fach 19 Nr. 21. Siehe auch die Stiftung eines Denkmals „Westfälischer Frieden“ durch den Münsteraner *Verschönerungsverein* im Oktober 1899. Vgl. dazu StadtAM, Stadtrege. Fach 155 Nr.49 und Fach 155 Nr. 63.

91 Vgl. dazu Kullrich, Rathaus.

92 Vgl. dazu das Protokoll der Vorstandssitzung vom 7.12.1893, in: StADo, Bestand 433 Nr. 2a, und den 21. Jahresbericht für 1892/93, S. 5–7.

räte Karl Marx und Friedrich Kullrich – nutzten in dieser äußerst wichtigen städtebaulichen Frage diese Vorstandssitzung als informelle Diskussionsrunde zur Vorbereitung offizieller Entscheidungsfindungen. Nachdem der hinzugeladene Landeskonservator der Provinz Westfalen, Ludorff, sein denkmalpflegerisches Veto gegen einen Abriss der Frontfassade in Aussicht gestellt hatte, beschloss der Vorstand den dilatorischen Kompromiss, die Generalversammlung des Historischen Vereins möge den städtischen Behörden bis auf weiteres die Erhaltung und den Schutz des Rathauses vor weiterem Verfall empfehlen. Die Rathausfrage blieb dadurch ungeklärt, und dies war nicht nur wegen der schlechten Arbeitsbedingungen für die gewachsene und professionalisierte Großstadt-Verwaltung misslich. Es widersprach in erster Linie den Prestigeansprüchen einer blühenden Industriestadt, vor allem angesichts der großen Zahl von Rathausneubauten, die andere Städte mit kostspieligen historistischen Architekturprogrammen durchführten oder schon verwirklicht hatten.⁹³ Die Wende brachte im September 1896 die mäzenatische Eigeninitiative des Brauereibesitzers und späteren Kommerzienrates Joseph Cremer⁹⁴, der einen kunstgeschichtlichen Vortrag Kullrichs⁹⁵ im Dortmunder Gewerbeverein gehört und dadurch zu einer Spende von 50.000 RM angeregt worden war. Seine Motivation formulierte er in einem Brief an den Oberbürgermeister folgendermaßen: „Was der reiche Handels- und Gewerbebestand des Mittelalters im Bewusstsein seiner Kraft und Macht zur Zierde der Stadt, zur Bewillkommnung der deutschen Kaiser geschaffen, unsere heute so kräftige und blühende heimatliche Industrie und Handel haben die Ehrenpflicht, es zu erhalten!“⁹⁶ Cremers Großspende stieß eine kollektive Stiftungsaktion in Dortmunds industriellen und handelsbürgerlichen Kreisen an: Binnen eines Jahres kamen weitere 100.000 RM an privaten Spenden zusammen, so dass Magistrat und Stadtverordnetenversammlung lediglich 50.000 RM aus der Stadtkasse für den eigentlichen Verwaltungsanbau bewilligen mussten. Zusätzlich bewilligte die Provinz Westfalen weitere 20.000 RM.⁹⁷ Gut zwei Drittel der Baukosten waren somit privat finanziert worden. Was fehlte, war eine repräsentative Innenausstattung, und die Nutzung mäzenatischer Ressourcen fiel Kullrich auch diesmal leicht, indem er augenfällige Angebote zur Verbindung von historischer Sinnstiftung und mäzenatischer Statusdokumentation machte.⁹⁸ Nicht nur, dass konkrete Ausstattungsstücke als Spendenobjekte ausgeschrieben wurden – vom Stuhl für 20 Mark bis zum Kronleuchter für 4.000 RM – und jedem Spender ein eigenes Namensschildchen daran zu stehen sollte. Kostbare Spendenobjekte wurden zudem für die Mäzene ikonographisch at-

93 Zu den Rathausneubauten im Kaiserreich vgl. grundlegend Mai, Paul, Waetzoldt (Hg.), Rathaus.

94 Joseph Cremer, geb. am 3.3.1845, gest. am 1.1.1938, u. a. Generalagent des „Bochumer Vereins“ in Brüssel und später Inhaber der Bierbrauerei Thier & Co. Ernennung zum Kommerzienrat am 24.2.1902 und zum Geheimen Kommerzienrat am 16.7.1912, Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Dortmund am 6.2.1922. Die beste biografische Darstellung liefert Vollmerhaus, Cremer.

95 Vgl. Kullrich, Dortmunds Vergangenheit.

96 Vgl. eine Abschrift des Briefes von Joseph Cremer an Oberbürgermeister Wilhelm Schmieding vom 15. September 1896, in: StADo, Bestand 3, Nr. 2426.

97 Ein Exemplar der Stifterliste findet sich in: StADo, Bestand 3, Nr. 2426. Dort auch zahlreiche Quellen zur Arbeit des Dortmunder Rathausbaukomitees.

98 Ein Entwurf Kullrichs für den Spendenaufruf zur inneren Ausstattung des Rathauses findet sich in: StADo, Bestand 3, Nr. 2420.

traktiv gestaltet: Beispielsweise wurden an den Kragsteinen eines nachgebildeten Renaissance-Kaminofens, den die alteingesessene Dortmunder Honoratiorenfamilie Brüggmann für 6.500 RM gestiftet hatte, die Porträtköpfe der Eltern der Stifter angebracht⁹⁹; und die Glasgemälde in den Steinkreuzfenstern des Südgiebels zeigten in den Oberlichtern Vertreter einer städtischen Obrigkeit im mittelalterlichen Habitus, die Gesichter dieser Figuren jedoch porträtierten lebende Repräsentanten der Dortmunder Stadelite um 1900. Als „Münzmeister“ war Joseph Cremer abgebildet worden, mit einem Spruchband, das auf die Anstoßfunktion mäzenatischen Handelns verweisen sollte: „Wo ich nicht präge Silber und Gold, vergebens Ihr beraten sollt!“¹⁰⁰

Insgesamt belief sich das Spendenergebnis auf rund 150.000 RM aus über 250 Stiftungsgeschenken.¹⁰¹ Bei den Einzelspendern¹⁰² dominierten die gut situierten, zum Teil sogar reichen wirtschaftsbürgerlichen Gruppen mit 64 Prozent, aber auch die akademisch ausgebildeten Berufe, darunter zur Hälfte Ärzte, waren mit 16 Prozent vertreten. Natürlich variierte die Höhe der Einzelspenden enorm: Ein Industrieller wie Robert Müser, Generaldirektor der Harpener Bergbau AG, spendete über 6.000 RM, der Dortmunder Stadtarchivar Karl Rübel dagegen 25 RM.¹⁰³ Wem auch das zu viel war, der konnte sich in einer Spendergemeinschaft an einer kollektiven Spende beteiligen.¹⁰⁴ Beispielsweise stifteten fünf Lehrerkollegien jeweils Beträge zwischen 100 bis 150 RM.

99 Vgl. dazu Kullrich, Kachelofen. Zur Familie Brüggmann vgl. Gerstein, Brüggmann.

100 Vgl. dazu Kullrich, Rathaus, S. 20f.

101 Vgl. dazu die Aufstellung von Spendern und Schenkungsobjekten in StADo, Bestand 3, Nr. 2427.

102 Ausgewertet mit Hilfe des Dortmunder Adressbuches für 1896. 173 Einzelspender ließen sich insgesamt nachweisen, wobei Spender, die mehrere Objekte stifteten, nur einfach gezählt wurden. Abzüglich die nicht eindeutig zuzuordnenden Personen, wie vor allem Rentner, Frauen und auswärtige Spender, ergibt sich eine Zahl von 137 beruflich eindeutig klassifizierbaren Personen (= 100 Prozent): Davon repräsentierten 88 das *Wirtschaftsbürgertum* (8 Schwerindustrielle und 6 Bergwerksdirektoren, 3 Bankiers, 2 Brauereibesitzer, 5 Druckereibesitzer bzw. Buch- und Papierhändler, 12 Großhändler, 14 Kaufmänner, 13 Geschäftsinhaber, 9 Fabrikbesitzer, 16 „Andere“); 22 zählten zum *Bildungsbürgertum* (10 Ärzte, 4 Architekten, 2 Rechtsanwälte, 2 Ingenieure, 1 Stadtarchivar, 1 Pfarrer, 1 Journalist und 1 „Dr. phil.“). Dazu kommen 17 *Beamte* (9 Staatsbeamte, 5 „höhere“ und 3 „kleine“ Kommunalbeamte), 9 *Handwerksmeister* und 1 *Adeliger*.

103 Vgl. StADo, Bestand 3, Nr. 2427. Robert Müser, geb. 1849 u. gest. 1927 in Dortmund, Banklehre und mehrjährige kaufmännische Tätigkeit in New York, seit 1875 Leitung der HBAG, seit 1893 deren Generaldirektor; seit 1902 Kommerzienrat, seit 1910 Geheimer Kommerzienrat. Vgl. dazu Unverfehrt, Müser.

104 Vgl. dazu StADo, Bestand 3, Nr. 2427. Abgesehen von den Stiftungen der 5 Lehrerkollegien wurden 22 Kollektivstiftungen in Vereinen und geselligen Stammtischgesellschaften gesammelt. Von den privaten Spendergemeinschaften müssen die Firmenspenden der Wirtschaft unterschieden werden. 22 Stiftungen mit einem Gesamtwert von 16.500 RM gingen allein auf Kosten der Hütten-, Stahl- und Maschinenindustrie, weitere 5 gehören in den Sektor Bergbau und Kohle. Dazu kommen mindestens 2 Stiftungen der Brauereiindustrie, 3 Stiftungen verschiedener Handwerksinnungen und eine Stiftung der „Essener Kreditanstalt“.

III.3. Bürgertum als „Kultur“? Zum Verhältnis zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgern durch mäzenatisches Handeln

a. Zur Sozialstruktur in kulturellen Vereinen

Analysen der Sozialstruktur von Subskriptionsbewegungen und Vereinen geben einen wichtigen, wenn auch in erster Linie nur quantitativen, Hinweis auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum auf der Ebene kollektiven Handelns. Dabei dürfte der je nach Stadttyp unterschiedlich starke Anteil wirtschafts- und bildungsbürgerlicher Berufsgruppen zumindest vorsichtige Rückschlüsse darüber zulassen, ob und in welchem Ausmaß kulturelle Vereinsaktivitäten eine innerbürgerliche Integrationsfunktion und eine identitätsstiftende Bedeutung haben konnten. Die Grenzen dieses Ansatzes werden jedoch nur allzu oft von der Quellenlage gezogen. So fehlen häufig (vollständige) Mitgliederverzeichnisse und/oder (aussagekräftige) Berufsangaben darin, etwa bei den Chören und Musikvereinen, so dass sich der folgende Abschnitt schon deshalb (sowie aus Platzgründen) auf eine Reihe besser dokumentierter Vereine beschränkt.

Seit 1872 war eine Vielzahl kultureller Vereine unter dem Dach des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst (WPV) organisiert.¹⁰⁵ Als Kind der Provinzialverwaltung repräsentierte diese kulturelle Dachorganisation die gewachsene kulturpolitische Bedeutung der provinziellen und der kommunalen Beamtenschaft. Jeweils rund 28 Prozent der Dortmunder und der Münsteraner Mitglieder hatte in der Mehrzahl hohe staatliche oder städtische Ämter inne. In Dortmund war zudem das Wirtschaftsbürgertum in den Jahren 1874 und 1890 mit ca. 30 Prozent sowie 1900 und 1909 sogar mit 41 Prozent stärker als das Bildungsbürgertum mit durchschnittlich 29 Prozent vertreten. In Münster nahm die Repräsentation wirtschaftsbürgerlicher Berufsgruppen dagegen zwischen 1874 und 1909 kontinuierlich von 25 Prozent auf 10 Prozent ab, während bildungsbürgerliche Berufe seit 1890 ihren Anteil von rund 31 Prozent hielten. In Münster fällt zudem auf, dass der Frauenanteil im späten Kaiserreich immer bedeutender wurde (1909 waren 104 Frauen oder 22 Prozent im WPV Mitglied), was vielleicht die gewachsene gesellschaftliche Bedeutung des Vereins widerspiegelt. Nimmt man die absoluten Mitgliederzahlen, so galt dies insbesondere für die Provinzialhauptstadt selbst (1909 zählte der WPV 482 Münsteraner Mitglieder), während das Dortmunder Kontingent mit zuletzt nur noch 37 Vertretern ziemlich bescheiden ausfiel. Aus dieser Perspektive war der WPV weniger ein Zentralverein für die Provinz, sondern viel-

105 Tab. 3: Anzahl der Mitglieder im WPV in Dortmund bzw. (Münster):

| | 1874 | 1890 | 1900/01 | 1909/10 |
|--------------------------------|----------|----------|----------|----------|
| Beamte u. städt. Ämter | 15 (120) | 9 (89) | 14 (114) | 10 (133) |
| Wirtschaftsbürgertum | 17 (100) | 8 (63) | 23 (59) | 15 (49) |
| Bildungsbürgertum | 17 (107) | 8 (108) | 14 (122) | 11 (149) |
| Handwerk | 0 (21) | 0 (23) | 0 (11) | 0 (6) |
| Adel, Militär, Gutsbesitzer | 2 (20) | 1 (18) | 0 (15) | 9 (14) |
| Andere | 7 (37) | 0 (33) | 5 (18) | 1 (27) |
| Frauen (ausgezählt ab 1900/01) | 0 (0) | 0 (0) | 0 (63) | 0 (104) |
| Gesamt | 58 (405) | 26 (334) | 56 (402) | 37 (482) |

Quelle: 3., 18., 29. und 38. Jahresbericht des WPV für die Jahre 1874, 1890, 1900/01 und 1909/10.

mehr ein lokales Kommunikationszentrum für die Oberschicht Münsters. Eine Entwicklung, die sich parallel auch am Beispiel der Geschichtsvereine in Münster nachzeichnen lässt.

In Münster gab es zu Beginn des Kaiserreiches mit der 1825 etablierten münsterischen Abteilung des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens¹⁰⁶ und dem im März 1832 gegründeten Historischen Verein¹⁰⁷ bereits seit langem zwei Foren bürgerlichen Geschichtsinteresses. War letzterer zunächst eine rein bildungsbürgerliche Initiative zur Verbesserung wissenschaftlicher Kommunikation, so verringerte sich dieser Akademiker-Anteil in der Sozialstruktur des Historischen Vereins zunehmend durch den Beitritt von Offizieren und höheren Staatsbeamten: 1860 repräsentierte ein Viertel aller Vereinsmitglieder das Militär und 1877 waren es bereits 30 Prozent (= 36), dicht gefolgt von höheren Staatsbeamten (28 Prozent = 34). Einschließlich der Lehrer repräsentierten nur noch 25 Prozent (= 31) das akademische Bildungsbürgertum, dagegen fanden sich nun mit einem Anteil von 10 Prozent (= 12) auch Vertreter des Münsteraner Wirtschaftsbürgertums.¹⁰⁸ Im Kaiserreich wurde der Historische Verein in Münster zu einem sozial exklusiven Zirkel gebildeter Geselligkeit für Akademiker, Offiziere und höhere Staatsbeamte und dementsprechend trat der Verein kaum in der Öffentlichkeit auf und beschränkte die Mitgliederwerbung bewusst auf „Mund-zu-Mund-Propaganda“. Auch die Abteilung Münster des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens entwickelte sich im Kaiserreich zusehends zu einem „Oberschichtenverein“, nachdem die Abteilung noch gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zu je 40 Prozent (= 20 bzw. 19) von Verwaltungs- und Justizbeamten sowie akademisch ausgebildeten Historikern dominiert worden war.¹⁰⁹ Bis zur Jahrhundertwende stieg die Mitgliederzahl enorm an (von 49 im Jahr 1851 auf 469 im Jahr 1900¹¹⁰), und obwohl die Gruppen der höheren Beamten und der akademisch ausgebildeten Berufe weiterhin gut zwei Drittel der Vereinsmitglieder repräsentierten, fällt gegen Ende des 19. Jahrhunderts als neues Phänomen in der Sozialstruktur vor allem das wachsende Interesse des Adels (6 Prozent) und des wohlhabenden Wirtschaftsbürgertums (15 Prozent) auf.¹¹¹ Beide Entwicklungen, sowohl das Steigen der Mitgliederzahlen als auch der Anteil nicht-bildungsbürgerlicher Gruppen, scheinen umso bemerkens-

106 Mütter/Meyer, Geschichtsvereine in Westfalen.

107 Mütter, Geschichte des Historischen Vereins.

108 122 = 100 Prozent; die restlichen 7 Prozent setzten sich zusammen aus vier Adeligen, einem Geistlichen und einem Künstler sowie drei „Rentnern“. Unter die Kategorie „Bildungsbürgertum“ wurden zehn Gymnasiallehrer, zehn Professoren und ein Privatdozent, vier Archivbeamte sowie sechs Vertreter akademischer Professionen (z.B. Ärzte, Apotheker) gezählt. Vgl. das Mitgliederverzeichnis im Jahresbericht des Historischen Vereins für 1877/78, abgedruckt im 6. Jahresbericht des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst für 1877, Münster 1878, S. 189–192. Nicht berücksichtigt wurden Ehrenmitglieder und korrespondierende Mitglieder.

109 49 = 100 Prozent. Zum Folgenden vgl. Ditt, Sozialstruktur.

110 Diese Entwicklung erklärt sich auch mit der Expansion der Reichweite der Abteilung Münster über die Stadtgrenzen hinaus. Für 1900 verzeichnete H. Ditt 254 Vereinsmitglieder als „Auswärtige“.

111 69 Prozent bzw. 323 Vereinsmitglieder repräsentieren die freien akademische Professionen, vor allem aber das höhere akademisch ausgebildete Beamtentum, in dem die Gruppe der „Lehrer, Professoren, Bibliothekare, Archivare“ mit 112 Repräsentanten besonders hervorsteicht. 15 Prozent bzw. 71 Personen sind zum Wirtschaftsbürgertum zu rechnen, 6 Prozent bzw. 27 Mitglieder führt Ditt unter „Großgrundbesitzer“, die restlichen 10 Prozent sind nicht völlig eindeutig zuzuordnen.

wert vor dem Hintergrund der seit den 1880er Jahren forcierten Verwissenschaftlichung der Vereinsarbeit und der fast vollständigen Professionalisierung der Landesgeschichtsforschung.¹¹² Offensichtlich fühlten sich die Laien dadurch keineswegs von einer Mitgliedschaft abgeschreckt, was die Spekulation nahelegt, dass das Nachdenken über Entfremdungstendenzen zwischen Berufshistorikern und Laien in erster Linie ein selbstkritischer Reflex einer erfolgreichen professionellen Abgrenzung ist.

In Dortmund war das bürgerliche Vereinswesen vor 1850 vergleichsweise „unterentwickelt“ geblieben. Erst mit der äußerst rapiden Industrialisierung und Verstärkung Dortmunds in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete sich dort ein differenziertes Vereinswesen aus¹¹³, wozu seit dem 2. Juli 1871 auch ein auf Initiative des Oberbürgermeisters Hermann Becker von 61 Bürgern gegründeter Historischer Verein gehörte.¹¹⁴ Ungefähr die Hälfte dieser Gründungsmitglieder ist dem Wirtschaftsbürgertum zuzurechnen, weitere 18 Prozent (= 12) dem Bildungsbürgertum.¹¹⁵ Bis 1897 verdoppelte sich die Mitgliederzahl ohne dramatische Auf- oder Abwärtsbewegungen auf 123 Mitglieder, und erst danach wuchs die Mitgliederzahl kontinuierlich stärker bis auf ein erstes Maximum von 577 Vereinsmitgliedern im Jahr 1914.¹¹⁶ Am Ende des Jahres 1902 zählte der Historische Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark 217 „einheimische“ Dortmunder Bürger als Mitglieder, wovon 53 Prozent (= 113) dem Wirtschaftsbürgertum zuzurechnen sind. Dazu kamen 31 Prozent (= 68) akademisch ausgebildete Berufsgruppen – vor allem Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte – sowie 9 Prozent (= 20) Beamte.¹¹⁷ Auf der Leitungsebene des Vereinsvorstandes war dieses Kräfteverhältnis jedoch deutlich zu Gunsten akademisch gebildeter Beamter und hoher städtischer Amtsträger verschoben. Nur 3 von 12 Vorstandsmitgliedern (zwei wohlhabende Kaufleute und ein Brauereibesitzer) stammten aus einflussreichen Dortmunder Honoratiorenfamilien mit wirtschaftsbürgerlichem Hintergrund. Im Vorstand des Dortmunder Verschönerungsvereins dagegen war das Wirtschaftsbürgertum – darunter so potente Unternehmerfiguren und Mäzene wie Joseph Cremer, Albert Hoesch, Julius Overbeck, Ernst Schwackendieck und Heinrich Wencker¹¹⁸ – mit 54 Prozent (= 26) weitaus stärker repräsentiert als

112 Zum Prozess der Verwissenschaftlichung in der Arbeit der Geschichtsvereine als Hauptphänomen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. Kunz, Verortete Geschichte und Heimpel, Geschichtsvereine.

113 Den kausalen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und der Ausdifferenzierung eines bürgerlichen Vereinswesens betont vor allem Schambach, Stadtbürgertum, S. 352–371 u. S. 399.

114 Siehe dazu StADo, Bestand 433 Nr.1; auch Högl, Geschichte des Historischen Vereins.

115 Zur Sozialstruktur der Gründungsmitglieder vgl. Schambach, Stadtbürgertum, S. 365.

116 Die Mitgliederentwicklung lässt sich aus den Jahresberichten des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark rekonstruieren. Ein relativ vollständiger Bestand findet sich in StADo, Bestand 433 Nr. 3. Vgl. für die hier angegebenen Stichjahre 1897 und 1914 den 25. und den 42. Jahresbericht des Vereins.

117 Vgl. das Mitgliederverzeichnis im 30. Jahresbericht des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark für 1902, S. 4–6. Die genauen Zahlen lauten: Offiziere (1); Beamte (20); Journalisten (2); Ärzte, Apotheker (13); Rechtsanwälte (9); Ingenieure, Architekten, Chemiker (8); Professoren, Lehrer (21); Künstler (1); Bürgerliche Ämter (18); Bankiers (5); Kaufmänner (53); Fabrikanten, Direktoren (32); Verleger, Kunst- u. Buchhändler, Buchdruckereibesitzer (5); Wirte, Bierbrauer (8); Weingärtner (1); Handwerker (5); Angestellte (2); Rentner (10); ohne Berufsangabe (3).

118 Zu Cremer und Overbeck s.o.; Albert Hoesch, geb. 1847 (Düren), gest. 1898 (Dortmund), Mitbe-

die freien bildungsbürgerlichen Berufe mit 10 Prozent (= 5).¹¹⁹ Stadtverschönerung erfüllte in Dortmund im wesentlichen drei Funktionen: die sittenreformerische und gesundheitspolitische Intention äußerte sich in Initiativen zur Erhöhung des Freizeit- und Erholungswertes der Umgebung, die Schaffung städtischer Erinnerungsorte vermittelte im Zeichen der „Reichsstadtrenaissance“ traditionsstiftend zwischen Vergangenheit und Gegenwart und auch die Werbung für ein grüneres und bunteres Stadtbild zielte letztlich auf die Stärkung des kollektiven Selbstbewusstseins angesichts industrieller Umweltverschmutzung. Um für das Dortmunder Bürgertum die Lebensqualität in und die Identifikation mit der Stadt zu steigern, musste der Verschönerungsverein von vornherein auf das Engste mit der Stadt kooperieren. Die Vereinssatzung sicherte den kommunalen Vertretern dementsprechend ein starkes Mitspracherecht, indem der Oberbürgermeister beziehungsweise dessen Stellvertreter und die Stadtbauräte in den Hauptversammlungen und den Vorstandssitzungen Sitz und Stimme hatten.¹²⁰ Wie in Münster so changierten auch in Dortmund die Sphären von „öffentlich“ und „privat“ im Selbstverständnis führender Vereinsmitglieder.

b. Zur Kommunikation zwischen „Stiftern“ und „Anstiftern“

Gerade im wilhelminischen Kaiserreich waren die individuellen Handlungsspielräume und Gestaltungschancen einzelner Personen auf kommunaler Ebene groß: So wuchs die Bedeutung besoldeter Beigeordneter und Dezernenten mit der zunehmenden Politisierung der Stadtverordnetenversammlungen seit den 1890er Jahren und dem zumindest tendenziellen personellen Rückzug traditioneller Honoratiorenfamilien aus der Kommunalpolitik. Zusammen mit den Oberbürgermeistern betrieben die hauptamtlichen Verwaltungsbeamten und die jeweiligen Spezialisten im städtischen Dienst „immer selbstbewusster das ständig komplizierter werdende Geschäft der Stadtführung und -verwaltung“.¹²¹

Zumindest in Dortmund wirkte sich diese „Magistratsherrschaft“ produktiv auf die Dynamik und das Kräfteverhältnis zwischen Mäzenen und ihren „Anstiftern“ aus. Starke Oberbürgermeister wie Wilhelm Schmieding und Ernst Eichhoff und mäzenatische Multiplikatoren

gründer u. Leiter des „Eisen- und Stahlwerkes Hoesch“, u.a. kgl. Italienischer Konsul u. seit 1898 Kommerzienrat. Ernst Schweckendieck, geb. 1849 (Emden), gest. 1936 (Dortmund), u.a. Vorstandsmitglied der Dortmund Union, 1904–1913 Stadtverordneter und 1913–1919 unbesoldeter Stadtrat in Dortmund. Heinrich Wencker, geb. 1835, gest. 1905, Inhaber der Brauerei Kronenburg; die in den 1890er Jahren erbauten Kronenburgsäle fungierten u.a. als fester Konzertsaal der „Hüttner-Kapelle“, die sich später zum Philharmonischen Orchester der Stadt Dortmund entwickelte. Zu Wencker vgl. Gerstein, Wencker.

119 49 = 100 Prozent; Ausgezählt wurden die Vorstandsmitglieder für die Zeit zwischen 1883 und 1908. Vgl. dazu den Bericht über die 25-jährige Tätigkeit des Verschönerungsvereins zu Dortmund 1883–1908, Dortmund 1909, S. 7–9. Die Mitgliederzahl (vgl. dazu ebda., S. 10f.) des Verschönerungsvereins stagnierte zwischen 1884 und 1901 bei durchschnittlich 271 Mitgliedern und wuchs danach rapide bis auf 954 Mitglieder 1908. Der Grund für dieses Wachstum war das verstärkte Engagement des Vereins im Dortmunder Norden.

120 Vgl. § 8 der Satzung des Dortmunder Verschönerungsvereins.

121 Reulecke, städtischer Lebensraum, S. 102f. Vgl. außerdem Luntowski, kommunale Selbstverwaltung.

ren in kulturpolitischen Schlüsselpositionen wie Stadtbaurat Friedrich Kullrich oder Bibliotheksdirektor Erich Schulz beherrschten die Klaviatur der Spendenwerbung recht virtuos. Vor allem Kullrich¹²² fand für seine zahlreichen Pläne immer wieder willige Geldgeber und auch dann, wenn Mäzene von sich aus mit klaren Bestimmungen und Gestaltungsideen an die Stadt herantraten, konnte sich der Stadtbaurat als direkter Ansprechpartner für Bildhauer und Künstler und als Herr über die bauliche Umsetzung mit seinen Vorstellungen meist durchsetzen.¹²³ Auch Schulz¹²⁴, unter anderem ein notorisch passionierter Autographen- und Westfalicasammler, pflegte den persönlichen Kontakt zu Vereinen und der Industrie intensiv, um regelmäßige Beiträge und größere finanzielle oder bibliophile Spenden für die Bibliothek, vor allem aber für deren Sondersammlungen zu sichern.¹²⁵ Zu diesem Zweck gründete er 1913 (und dann nochmals mit größerem Erfolg im März 1919) zudem auch einen Förderverein der Stadtbibliothek.¹²⁶ Über die reine Literaturversorgung hinausgehend strebte Schulz für die 1908 eröffnete Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bücherei von Anfang an eine Funktion als städtisches und regionales Kulturzentrum an. Die hauseigene Zeitschrift¹²⁷ informierte nicht nur über Bibliotheksfragen, sondern auch über Aktivitäten wissenschaftlich oder kulturell orientierter Vereine, über Konzerte, Theateraufführungen, Kunstausstellungen, Musikfeste und vieles anderes in Dortmund und Westfalen. So bewusst war sich Schulz dabei der Bedeutung bürgerlicher Mäzene, dass er anfangs nicht nur „seine“ Mäzene durch die Veröffentlichung aller Geschenke würdigte, sondern sich darüber hinaus in einer Rubrik mit dem Titel „Stiftungen“ bemühte, mäzenatisches Engagement im nationalen Rahmen zu dokumentieren. So konnte Dortmunds Bürgertum regelmäßig über zahlreiche Kultur-Stiftungen und Geschenke in anderen deutschen Städten lesen, um daraus (dies wohl die Intention der Veröffentlichung) seine gemeinnützigen Schlüsse zu ziehen. Sehr viel direktere und

122 Friedrich Kullrich, geb. 1859 (Berlin), gest. 1934 (Dortmund), war seit 1892 Stadtbauinspektor in Dortmund und zwischen 1899 und 1923 als Stadtbaurat besoldetes Magistratsmitglied. Vgl. dazu Dieckerhoff, Kullrich.

123 Als der Dortmunder Karl Buchholtz beispielsweise anlässlich der Rathaus-Restaurierung einen „Springbrunnen“ für den Marktplatz stiften wollte, hatte er als konkretes Vorbild einen Braunschweiger Brunnen vor Augen. Am Ende musste er trotz ästhetischer Bedenken einer „humoristischen“ Brunnenfigur zustimmen, um nicht im nachhinein in der Öffentlichkeit als bereits von den städtischen Gremien gewürdigter Stifter schlecht dazustehen. Vgl. dazu StADo, Bestand 3, Nr. 3080.

124 Erich Schulz, geb. 1874 (Löcknitz), gest. 1941 (Horn), war zwischen 1907 und 1941 Dortmunds Bibliotheksdirektor. Vgl. dazu ausführlich Klotzbücher, Stadt- und Landesbibliothek, und zusammenfassend Klotzbücher, Literaturversorgung.

125 Vgl. dazu StADo, Bestand 3, Nr. 624 u. 625. Zu Schulz' wichtigsten Ansprechpartner in der Industrie zählten Josef Cremer (Thier & Co.), Wilhelm Köster (Köster & Bömcke), Karl Schübbe (Baroper Walzwerke), Ernst Schweckendieck (Union), Friedrich Springorum (Hoesch), Albert Vögler (Union); unterstützt wurde die WAV-Bücherei (seit 1919 Stadtbibliothek, seit 1932 Stadt- und Landesbibliothek) zudem vom Westfälischen Bezirksverein des VDI und diversen Dortmunder Vereinen und Berufsvereinigungen.

126 1919 repräsentierten 62 Prozent (= 23) der Verwaltungsratsmitglieder der „Vereinigung von Freunden der Stadtbibliothek“ akademisch professionalisierte oder künstlerische Berufe, dagegen nur 22 Prozent (= 8) wirtschaftsbürgerliche. Eine Namenliste der Mitglieder des Verwaltungsrates findet sich in StADo, Bestand 3, Nr. 625.

127 1909 zunächst herausgegeben unter dem Titel „Dortmundisches Magazin“, seit 1910 unter dem Titel „Westfälisches Magazin – Neue Folge“.

effizientere Möglichkeiten zur Mobilisierung mäzenatischen Engagements hatte natürlich Oberbürgermeister Wilhelm Schmieding, wie sein persönlicher Einfluss bei der Entwicklung des Dortmunder Kunst- und Gewerbemuseums belegt.¹²⁸ Nachdem die Stadt die Sammlungen des Museums ein Vierteljahrhundert lang als kulturelles Stiefkind an verschiedenen und zum Teil wenig geeigneten Orten untergebracht hatte, gab erst die Eröffnung des Landesmuseums in Münster am 17. März 1908 den entscheidenden Anstoß für deren Aufwertung. Um in der städtischen Konkurrenz mit der Provinzialhauptstadt nicht zurückstehen zu müssen, warb Schmieding (der als Vertreter Dortmunds die Einweihungsfeier in Münster erlebt hatte) wenige Tage später in der städtischen Kunstdeputation für die Gründung eines Museumsvereins und das Ansparen eines Museumsbaufonds. Im Dezember 1911 erhielten die Sammlungen mit dem umgebauten Gebäude des ehemaligen Oberbergamtes ein repräsentatives Museumsgebäude und wurden zugleich durch zahlreiche private Schenkungen erweitert.¹²⁹ Vorbild des Dortmunder Museumsvereins wurde die Arbeit des Westfälischen Kunstvereins in Münster, auch wenn die Geschichte und die Beziehungen dieses alten „Kunstvereins“ zum Landesmuseum nicht mit der Dortmunder Situation eines „Fördervereins“ vergleichbar waren.¹³⁰

In *Münster* war die Zusammenarbeit zwischen dem Landesmuseum und dem Westfälischen Kunstverein (WKV) eher gering und von Konflikten geprägt.¹³¹ So lag der Sammelschwerpunkt von Museumsdirektor Max Geisberg auf der altwestfälischen Kunst des 14. bis 16. Jahrhunderts, wohingegen sich der ebenfalls von der Provinz finanziell unterstützte WKV nach Abgabe seiner altwestfälischen Bestände an das Landesmuseum auf das Sammeln und Ausstellen moderner Avantgarde-Kunst konzentrierte. So arbeitete der Verein unter der Leitung von Hermann und Mary Ehrenberg beispielsweise eng mit Karl Ernst Osthaus in Hagen (Folkwang Museum, Wanderausstellungen des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe) und Richard Reiche in Barmen (Barmer Kunstverein, Vereinsgalerie und Ausstellungssäle in der Ruhmeshalle) zusammen, um Künstler wie Emil Nolde, Franz Marc oder Alexej Jawlensky auch in Münster zeigen zu können.¹³² Die Chance, durch das Landesmuseum Werke zeitgenössischer Künstler anzukaufen oder potentielle Mäzene in Münster dafür zu interessieren, scheiterte jedoch am Kunstverständnis Geisbergs, der sich „mehr als Hüter des kulturellen Erbes denn als Vermittler zur Kunst der Gegenwart“ sah. Daher „blie-

128 Vgl. zum Folgenden die akribische Rekonstruktion aus den Quellen bei Gärtner, Althoff, Museumsverein.

129 Die wichtigsten Schenkungen stammten von Rudolf Brunck, Joseph Cremer, Robert Hoesch, Alfred Mauritz, Robert Müser, Friedrich Wilhelm Ruhfus, Louis Sternau und Gustav Wiskott. Vgl. Gärtner, Althoff, Museumsverein, S. 115 u. 122.

130 Die bürgerlichen Kunstvereine der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts legten ihre Sammlungen mehr oder weniger unabhängig von bestehenden Museen an und mutierten zum Teil erst nach der Gründung eigener Museen und der Professionalisierung der Museumsleitung zu Fördervereinen neueren Typs. Diese „Fördervereine“ sind dadurch definiert, dass sie erst mit oder nach einer Museumsgründung entstehen und institutionell entsprechend eng angebunden sind. Vgl. zu dieser Unterscheidung Metz, Reschke, Fördervereine, S. 199–201.

131 Vgl. dazu Ditt, Kulturpolitik, S. 105–111 und Matsche-von Wicht, Kunstverein, S. 21ff.

132 Vgl. dazu WAA, Archiv des LWL, Bestand 802, Nr. 206 u. 208.

ben in Münster die Möglichkeiten, eine Mäzenatentätigkeit auszuüben, eine Brücke zwischen Künstlern und Publikum zu bilden sowie das Publikum mit der nationalen und internationalen Kunst vertraut zu machen, weitgehend ungenutzt“.¹³³

Auch in Dortmund gelang diese Berührung mit der zeitgenössischen Kunst in den zwanziger Jahren nur begrenzt und wenn, dann durch Anstöße von außen vermittelt. Zum einen motivierte wiederum die Stadtkonkurrenz, diesmal mit Elberfeld und Barmen sowie Hagen und Essen, wo das mäzenatische Engagement für moderne Malerei bereits früher gesellschaftlich anerkannt und sehr viel ertragreicher gewesen war.¹³⁴ Zum anderen profitierte das Dortmunder Museum (wie auch viele andere Museen) von der gezielten Geschäftspolitik des Kunstsammlers und -händlers Alfred Flechtheims, der durch Schenkungen, Leihgaben und Ausstellungen in Kontakt zu zahlreichen Museumsdirektoren trat und so für die von ihm vertretenen Künstler warb.¹³⁵ Zudem hatte Flechtheim enge verwandtschaftliche Beziehungen in Dortmund¹³⁶, so dass sich die Frage stellt, ob und inwieweit sein Mäzenatentum für Dortmund nicht nur im rationalen Geschäftsinteresse lag, sondern auch durch persönliche Sympathien begründet war.

So wie Alfred Flechtheim waren vor allem solche „Mäzene“ inhaltlich innovativ orientiert und in erster Linie den zeitgenössischen Avantgarden zugewandt, die kulturelles und ökonomisches „Kapital“ in ihrer Person vereinten („Typ 3“) und dem Selbstverständnis oder Eigeninteresse entsprechend als kulturelle „system builder“ agierten.¹³⁷ Neben den professionellen Experten waren es vor allem Geschäftsleute wie Eugen Diederichs und Alfred Flechtheim oder selbst ernannte Kulturfunktionäre wie Harry Graf Kessler und Karl Ernst Osthaus, die als zentrale Relaisstationen in den Kommunikationsnetzwerken von Künstlern

133 Ditt, Kulturpolitik, S. 110f.

134 Man denke an das Kunstmäzenatentum der Bankiersfamilie von der Heydt in Elberfeld oder Rudolf Ibachs für den Barmer Kunstverein. Essen dagegen profitierte in erster Linie von der Arbeit seines Museumsdirektors Ernst Gosebruch, insbesondere aber von dem privat finanzierten Ankauf der Hagener Folkwang-Sammlung nach Osthaus' Tod. Die beste Überblicksdarstellung zum Verhältnis der Kunstmuseen zur zeitgenössischen Kunst in der Weimarer Republik bietet Lidtke, Museen; zu der Frage der Vermittlung moderner Kunst siehe außerdem Junge, Avantgarde. Vgl. für Elberfeld Fehlemann, Stamm (Hg.), Die Von der Heydts; für Barmen und Schwelm siehe Schweiger, Ibach sowie Becks-Malorny, Kunstverein in Barmen; für Essen bzw. Hagen vgl. Gemmeke, Gosebruch und Hesse-Frielinghaus u. a., Osthaus, S. 527ff.

135 Zwischen 1922 und 1927 schenkte Flechtheim dem Dortmunder Museum 5 Bilder und eine Plastik. Vgl. dazu Gärtner, Althoff, Museumsverein, S. 134–137. Alfred Flechtheim, geb. 1878 in Münster, gest. 1937 in London, arbeitete nach gymn. und kaufm. Ausbildung zunächst im Getreidegroßhandel und sammelte seit 1905/06 zunächst privat moderne Kunst. Durch die Freundschaft zu dem Pariser Kunsthändler Daniel-Henry Kahnweiler bestärkt, arbeitete Flechtheim seit 1913 als professioneller Kunsthändler in Düsseldorf, seit 1923 in Berlin. Vgl. dazu Dascher, Flechtheim sowie Peters, von Wiese (Hg.), Flechtheim.

136 Flechtheims Vater Emil, einer der führenden Vertreter im westdeutschen Getreidehandel, war ein enger Geschäftsfreund des Dortmunder Großkaufmanns Isidor Goldschmidt. 1910 heiratete Alfred Flechtheim Goldschmidts Nichte, die in Dortmund geborene Bertha („Betty“) Goldschmidt. Für die Mitgift kaufte Flechtheim moderne französische Kunst. Vgl. Dascher, Flechtheim, S. 149–151.

137 Zu Begriff und Ansatz am Beispiel Walther Rathenaus vgl. Hughes, „system builder“.

und Intellektuellen vermittelten und so zu wichtigen Multiplikatoren der Kultur der „klassischen Moderne“ wurden.¹³⁸

In Dortmund und Münster fehlte dieser (dritte) Kapitaltypus individuellen Mäzenatentums und dessen kulturelles Innovationspotential. Auch die im nationalen Vergleich finanziell wirklich hervorstechenden und dadurch dominierenden Mäzene wie beispielsweise die Krupps in Essen, die Arnholds in Dresden beziehungsweise Berlin oder James Simon fanden sich in diesen beiden Städten nicht.¹³⁹ Stattdessen gab es, vor allem in Dortmund, eine relativ große Gruppe wohlhabender und reicher (wenn auch nur kommunal und regional einflussreicher, jedoch national weniger bedeutender) Mäzene aus der Schwerindustrie und der Brauindustrie sowie aus einigen Bankiers- und Kaufmannsfamilien. Gerade diese günstige Konstellation bietet die Chance, die Frage nach den individuellen Ligaturen und Motiven mäzenatischen Handelns auf eine quantitative Grundlage zu stellen und sich nicht allein auf die Untersuchung zwar herausragender, aber aufgrund einer Sonderstellung eben auch wenig repräsentativer, mäzenatischer Einzelbiographien zu beschränken. Aus Platzgründen muss wiederum ein einziges Beispiel genügen, um die Notwendigkeit quantitativer Betrachtungsweise zu demonstrieren.

Nimmt man die Gruppe der Mäzene und der kulturellen Multiplikatoren in Dortmund und Münster (s. u. Tab. 4), dann ist wohl die interessanteste Frage, ob Mäzenatentum eine spezifische „newcomer“-Strategie zur Integration in die stadtbürgerliche Gesellschaft war. So wird beispielsweise für Leipzig explizit diese These vertreten, dass vor allem während der Industrialisierung zugewanderte soziale Aufsteiger ihre kulturelle Stiftungstätigkeit als „Instrument zur Etablierung im Leipziger Bürgertum“¹⁴⁰ genutzt hätten. Für Dortmund jedoch kann von einer Dominanz der Zugezogenen nicht die Rede sein. Neun in Dortmund geborenen stehen elf zugezogene Mäzene des „Kapitaltyps 1“ gegenüber. Bei den mäzenatischen Multiplikatoren des „Kapitaltyps 2“ in Dortmund kamen dagegen alle fünf Personen von außerhalb, und man muss sie wohl vor dem Hintergrund ihrer familiären Herkunft als „soziale Aufsteiger“ charakterisieren. Im Gegensatz dazu waren die beiden wichtigsten kulturellen Vermittlerfiguren Münsters, Zoodirektor Hermann Landois und Museumsdirektor Max Geisberg, dort in einem eher bildungsbürgerlichen Milieu geboren worden. Joseph Hoette stammte aus einer Münsteraner Kaufmannsfamilie und Wilhelm Hüffer – die mäzenatische Gallionsfigur der Familie – war ein Sohn des Verlagsbuchhändlers und Münsteraner Oberbürgermeisters Johann Hermann Hüffer. Wilhelm Hüffer, der in den 1850er und 1860er Jahren in Paris als Großhändler und Pächter des französischen Tabakmonopols reich geworden war, wohnte seit Anfang der siebziger Jahre als Rentier in Rom. Er repräsentiert den weg-

138 Zu Kessler vgl. Grupp, Kessler; zu Diederichs vgl. Hübinger (Hg.), Versammlungsort; zu Osthaus vgl. Hesse-Frielinghaus u. a., Osthaus und Schwartz, Werkbund.

139 Dies sind nur drei Beispiele für viele. Zum mäzenatischen Engagement der Krupps vgl. Köhne-Lindelaub, Private Kunstförderung; zu Eduard Arnhold vgl. Düwell, Arnhold; zu Max und Georg Arnhold vgl. Lässig, Juden und Mäzenatentum; zu Simon vgl. Matthes, Simon sowie Treue, Jüdisches Mäzenatentum.

140 Adam, Kommunalisierung, S. 88.

gezogenen Mäzen, der seiner alten Heimatstadt im paternalistischen Bewusstsein familiärer Honoratiorentradition auch weiterhin verbunden blieb.

Schon diese kurze empirische Betrachtung kann zeigen, dass die „newcomer“-These vielleicht im Einzelfall einen sinnvollen psychologischen Erklärungsansatz bieten kann¹⁴¹, aber sicherlich nicht generalisiert werden sollte, sondern im jeweils spezifischen lokalen Kontext überprüft werden muss. Zumal sich durchaus auch theoretische Bedenken gegen diesen Erklärungsansatz formulieren lassen. Zum einen läuft die „newcomer“-These leicht Gefahr, unbewusst die klassische Neureichen-Kritik alteingesessener Gruppen zu reproduzieren. Je geschlossener solche Eliten sind, desto eher bewerten sie fremdes Mäzenatentum als Transgression und diffamieren es dementsprechend pejorativ als Statusaneignung, also als unerwünschten Versuch Außenstehender, die Grenzen der Gruppenidentität zu überschreiten. Zum anderen aber deutet auch die „newcomer“-These dieses Mäzenatentum verkürzend als instrumentelles Handeln nach dem teleologischen Schema der Zweck-Mittel-Rationalität, eine Interpretation, die auch aus handlungstheoretischer Sicht äußerst fragwürdig erscheint.¹⁴²

Tab. 4: Mäzene und kulturelle Multiplikatoren in Dortmund und Münster nach Kapitaltyp und Geburtsjahr geordnet

| Name und Lebensdaten | Wohnort | zugezogen | „eingeboren“ | Familienstand | Kinderzahl |
|-----------------------------------|----------|-----------|--------------|-----------------|----------------|
| Kapitaltyp 1 | | | | | |
| Wilhelm Overbeck 1798–1882 | Dortmund | | X | Verh. | 13 (2 früh †) |
| Eduard Hüffer 1813–1899 | Münster | | X | Verh. (zweimal) | 9 |
| Wilhelm Hüffer 1821–1895 | Rom | | X | Verh. | Kinderlos |
| Julius Overbeck 1823–1904 | Dortmund | | X | Verh. | 1 (oder mehr) |
| Heinr. Schüchtermann 1830–1895 | Dortmund | X | | Verh. | ? |
| Wilhelm Wiskott 1832–1911 | Dortmund | | X | Verh. | 1 († m. 12 J.) |
| Heinrich Wencker 1835–1905 | Dortmund | | X | Verh. (dreimal) | 7 (5 früh †) |
| Eduard Kleine 1837–1914 | Dortmund | X | | Verh. | 5 |
| Hermann Brauns 1838–1911 | Dortmund | X | | Verh. | 6 |
| Gustav Wiskott 1838–1918 | Dortmund | | X | Verh. | 4 |
| Joseph Hötte 1838–1919 | Münster | | X | Verh. | Kinderlos |
| Caspar H. Jucho 1843–1906 | Dortmund | | X | Verh. | 2 |
| Wilhelm Crüwell 1843–1910 | Dortmund | X | | Verh. | 4 |
| Joseph Cremer 1845–1938 | Dortmund | X | | Verh. | 8 |
| Albert Hoesch 1847–1898 | Dortmund | X | | Verh. | 5 |
| Wilhelm Köster 1848–1926 | Dortmund | X | | Verh. | 3 |
| Robert Müser 1849–1927 | Dortmund | | X | Ledig | Kinderlos |
| Ernst Schweckendieck 1849–1936 | Dortmund | X | | ? | ? |

141 Vgl. dazu am Beispiel des Sammelns vor allem Muensterberger, Sammelns, S. 21.

142 Vgl. dazu vor allem die grundlegende Kritik von Hans Joas in: Joas, Kreativität, S. 218ff. u. insbesondere S. 232–239 oben.

| | | | | | |
|-----------------------------------|----------|---|---|-----------------|--------------|
| Heinrich Piepmeyer 1850–1914 | Münster | ? | ? | ? | ? |
| Matthias Tull 1853–1913 | Dortmund | ? | ? | ? | ? |
| Louis Brüggmann 1854–1908 | Dortmund | | X | Verh. | 4 |
| Wilhelm Beukenberg 1858–1923 | Dortmund | X | | Verh. | Kinderlos |
| Friedrich Springorum 1858–1938 | Dortmund | X | | Verh. | 4 |
| Oskar Brand 1866–1945 | Dortmund | | X | Verh. | 3 ? |
| Alfred Mauritz 1867–1938 | Dortmund | X | | Verh. | 1 |
| Kapitaltyp 2 | | | | | |
| Hermann Landois 1835–1905 | Münster | | X | Ledig | Kinderlos |
| Wilhelm Baeumer 1845–1904 | Dortmund | ? | ? | ? | ? |
| Hermann Ehrenberg 1858–1920 | Münster | ? | ? | Verh. | ? |
| Friedrich Kullrich 1859–1934 | Dortmund | X | | Verh. (zweimal) | 5 (3 früh †) |
| Georg Hüttner 1861–1919 | Dortmund | X | | ? | ? |
| Albert Baum 1862–1934 | Dortmund | X | | Verh. | 6 |
| Carl Holtschneider 1872–1951 | Dortmund | X | | ? | ? |
| Erich Schulz 1874–1941 | Dortmund | X | | Verh. | 2 |
| Max Geisberg 1875–1943 | Münster | | X | Ledig | Kinderlos |

IV. Zusammenfassung

Inhaltlich konzentrierte sich die kommunale Kulturpolitik in Dortmund und Münster und das mäzenatische Engagement der Bürger auf die Reproduktion kanonisierter bürgerlicher „Hoch“- und „Erinnerungskultur“. Finanziell profitierte Münster dabei als Verwaltungs- und Universitätsstadt stark von der Kulturpolitik der Provinz und des Staates, so dass die kommunalen Kulturausgaben im Vergleich zu Dortmund relativ bescheiden ausfielen. Vergleicht man die städtischen Zuschüsse im Dortmunder Kulturhaushalt (nach den Rechnungsergebnissen) mit den Kulturausgaben im Haushalt von Münster in der Zeit der Weimarer Republik, der Hochphase der Kommunalisierung von Kunst und Kultur, so gab Dortmund im Durchschnitt der Jahre 1919/20 und 1924–1928 pro Jahr fast neunmal mehr für seine Kulturinstitutionen aus als Münster.¹⁴³

In Dortmund spielten mäzenatische Privatinitiativen als Ausdruck einer gewachsenen Sehnsucht des Bürgertums nach städtischer Traditionsstiftung und kultureller Urbanität während der Startphase dieses Kommunalisierungsprozesses im wilhelminischen Kaiserreich eine wichtige Rolle als Impulsgeber. Dabei konzentrierte sich Dortmunds bürgerliches Mäzenatentum in den 1890er Jahren zunächst auf die „Erfindung“ einer bürgerlichen Stadtstolz dokumentierenden Kontinuität zwischen mittelalterlicher Reichs- und ges(ch)ichtsloser Industriestadt. Die Restaurierung und Ausstattung des Alten Rathauses wie auch die Anlegung

¹⁴³ Dortmund zahlte im Durchschnitt der Jahre 1919/20 und 1924–1928 2.087.607 RM im Jahr, also 8,86 mal mehr als Münster (235.733 RM/Jahr). Berechnet nach Zeppenfeld, Finanzpolitik, S. 137 u. 140 und nach den Haushaltsplänen der Stadt Dortmund.

des Kaiser-Wilhelm-Hains als repräsentative öffentliche Parkanlage und nationalpatriotischer „Erinnerungsraum“ sind gute Beispiele für diese Suche nach kollektiver Identität durch „traditionale Codierung“. ¹⁴⁴ In einer zweiten Mobilisierungsphase fokussierte sich das bürgerliche Mäzenatentum in Dortmund nach der Jahrhundertwende und vor dem Ersten Weltkrieg auf die bessere infrastrukturelle Versorgung mit „Hochkultur“: seit 1904 besaß Dortmund ein städtisches Theatergebäude und bekam fünf Jahre später noch einen daran anschließenden Musikpavillon dazu geschenkt; zudem verfügte die Stadt seit 1908 über eine große zentrale Bibliothek für wissenschaftliche und populäre Literatur sowie seit 1911 über ein repräsentatives Museumsgebäude. Bei der Finanzierung dieser Gebäude oder der Erweiterung der Sammlungen engagierten sich neben der Stadt auch viele bürgerliche Mäzene, und es war ein feststehender Topos kommunalpolitischer Rhetorik, bei Fest- und Einweihungsreden nur die Bedeutung privater „Opferwilligkeit“ hervorzuheben. Mäzenatentum war ein zu wertvoller Bestandteil der Stadtideologie, um öffentlich darauf hinzuweisen, dass dieses Mäzenatentum häufig erst durch kommunale Spitzenbeamte initiiert und vermittelt worden war, ohne den Mäzenen einen wirklich maßgeblichen Einfluss auf die Genese der Projekte einzuräumen. Dennoch konnte die Stadt Dortmund zumindestens vor 1914 mit der mäzenatischen Potenz seines Wirtschaftsbürgertums rechnen, solange das Identifikationsangebot stimmte.

Während das relativ hohe Tempo des Urbanisierungsprozesses dort eine produktive Beziehungsdynamik zwischen Stiftern und Anstiftern forcierte, wirkte sich die langsamere Entwicklung in Münster vergleichsweise retardierend auf die Kooperation zwischen Mäzenen und Stadt aus. Ausschlaggebend war hierfür neben dem Fehlen eines starken Wirtschaftsbürgertums und den durch ein historisches Stadtbild vorgegebenen Modernisierungshemmnissen vor allem die starke Stellung der Provinzialverwaltung. Denn auf der einen Seite verführten die Leistungen der Provinz beim Ausbau einer kulturellen Infrastruktur in der „Provinzialhauptstadt“ zu kommunalpolitischer Zurückhaltung und geringerer Innovationsbereitschaft in diesem Bereich; auf der anderen Seite stießen Forderungen der Provinz, auch städtischerseits für ein höheres kulturelles Niveau zu sorgen, auf Abwehr oder zumindest dilatorisches Verhalten, weil innerbürgerliche Spannungen zwischen zugezogener preußischer Beamtenschaft und alteingesessenen Honoratioren auch noch Jahre nach der „Kulturkampf“-Zeit latent vorhanden waren. Erst seit 1918/19 engagierte sich die Stadt kulturpolitisch stärker, beispielsweise durch die Übernahme des besonders kostspieligen Theater- und Orchesterbetriebes in Eigenregie und die 1920 fertiggestellte Stadthalle als Veranstaltungsort.

Betrachtet man abschließend das Verhältnis wirtschaftsbürgerlicher und bildungsbürgerlicher Berufsgruppen in kulturellen Vereinen und persönlichen Beziehungen gegenseitigen

¹⁴⁴ Vgl. dazu Giesen, Kollektive Identität, S. 42f., der traditional codierte „kollektive Identität“ als den Versuch definiert, die eigene Gegenwart in ein zeitliches Kontinuitätsmuster einzureihen und dadurch zu begründen.

Kennens und Anerkennens, so zwingt natürlich schon die Auswahl zweier so unterschiedlicher Städte wie Münster und Dortmund zur quantitativen Differenzierung. Trotz deutlich verschiedener Anteile sollte für beide Städte dennoch die partielle innerbürgerliche Integrationskraft einer teils geselligen, teils aber auch wirklich begeisterungsfähigen und informierten Verständigung über ästhetische Kunst- und Musikerlebnisse, über regionale und städtische Geschichte oder städtebauliche Entwicklung hervorgehoben werden. Das persönliche und/oder finanzielle Engagement für solche Themen verdeutlicht diese berufsgruppenübergreifende Identifikation mit „Kultur“.

Max Webers apodiktische und zutiefst kulturpessimistische Unterscheidung in „Fachmensch ohne Geist“ und „Genussmenschen ohne Herz“ auf sich zu beziehen, hätte der Selbstwahrnehmung und dem Selbstverständnis wirtschaftsbürgerlicher Mäzene und ihrer bildungsbürgerlichen Anstifter mit Sicherheit zutiefst widersprochen.¹⁴⁵ Im Gegenteil: Gerade in einer Zeit, in der der mehr oder weniger bewusst reflektierte Druck der Modernisierung die Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Berufsgruppen im Bürgertum sowohl intern als auch für Außenstehende fragwürdiger und ungläubwürdiger erscheinen ließ, bot das gemeinsame mäzenatische Handeln bürgerlicher Stifter und Anstifter eine sehr konkrete Chance zur kulturellen Reproduktion durch kommunikative Bestimmung oder Neubestimmung dessen, was bürgerliche „Kultur“ und „Identität“ immer noch ausmachen sollte. Bestandteil dieser kollektiven Identitätskonstruktion war es, dass mäzenatisches Schenken auch bürgerliche Distinktionsbedürfnisse in hohem Maße befriedigte, sowohl innerhalb einer Spendergemeinschaft als auch in Abgrenzung zu solchen, die nichts verschenken wollten oder konnten. Solche Grenzziehungen zwischen Teilnehmenden und Außenstehenden schärften die Konturen bürgerlicher „Kultur“ und das selbstreflexive Bewusstsein dafür. So gesehen bot mäzenatisches Engagement mindestens bis zum Ersten Weltkrieg ein identitätsstiftendes Gegengewicht zur allmählichen Dekonturierung des Bürgertums im 20. Jahrhundert.

145 Vgl. Weber, protestantische Ethik, S. 204. Siehe auch Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 576–578. Im Gegensatz dazu hat Webers Überzeugung, dass hinter allen bildungs- und kulturpolitischen Diskussionen seiner Zeit ein „Kampf des „Fachmensch“-Typus gegen das alte „Kulturmenschen“ stand, die historische Bürgertumsforschung bewusst oder unbewusst umso stärker beeinflusst. Schließlich ist vor allem für das deutsche Bildungsbürgertum die Zweischneidigkeit der Professionalisierung als Strategie sozialer Statusaneignung wie als Phänomen kultureller Selbstentfremdung lange Zeit betont und immer wieder aus der Perspektive eines angeblichen deutschen „Sonderweges“ als Geschichte von Aufstieg und Krise im Prozess der Modernisierung erzählt worden.

Anhang: Liste der benutzten Quellen und Literatur

1. ungedruckte Quellen

Stadtarchiv Dortmund

Bestand 3 Nr.: 340, 341, 571, 624, 625, 1023, 2420, 2426, 2427, 3080

Bestand 433 Nrn.: 1, 2a

Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund

K 1 Nrn. 1399, 1432

K 4 Nr. 104

Stadtarchiv Münster

Stadtverordnetenregistratur Nr. 264

Stadtregistratur

– Fach 19 Nr.21; Fach 50 Nr. 82; Fach 56 Nr. 25; Fach 155 Nrn.49, 63, 107;

Genealogische Sammlung Hütte

Musikverein Nr. 3

Westfälisches Archivamt, Archiv Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Bestand 802, Nr. 206, 206

2. gedruckte Quellen

Bericht über die 25jährige Tätigkeit des Verschönerungsvereins zu Dortmund 1883–1908, Dortmund 1909.

Dortmunder Adressbuch für 1896.

Dortmundisches Magazin – Mitteilungen der Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bücherei, hg. von Erich Schulz, Dortmund 1909 [seit April 1910 als Westfälische Magazin – Neue Folge].

Haushaltspläne der Stadt Dortmund für die Jahre 1904–1930.

Jahresberichte des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark.

Jahresberichte des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst.

Kullrich, Friedrich,, Bau- und Kunstgeschichtliches aus Dortmunds Vergangenheit: Vortrag, gehalten im Gewerbeverein, Dortmund 1896.

Kullrich, Friedrich,, Das neue Stadttheater in Dortmund, in: Zentralblatt der Bauverwaltung Jg. 25, 1905, Nr. 1 u. 3, S. 6–8 bzw. 19–23.

Kullrich, Friedrich,, Ein Kachelofen von 1572 im Alten Rathause zu Dortmund, in: Die Heimat. Monatsschrift für Land, Volk und Kunst in Westfalen und am Niederrhein. Zeitschrift des Westfälischen Heimatbundes, 8.Jg., 1926, S. 260–265.

Kullrich, Friedrich, Das wiederhergestellte Rathaus zu Dortmund: ein Führer und eine Beschreibung mit 8 Bildtafeln. Dortmund, o.J.

Landsberg, O., Theaterverhältnisse im Jahre 1911, in: Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 19, Breslau 1913, S. 743–762.

Schott, Sigmund, Öffentliche Kunstpflege, in: Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 23 (NF 2), Leipzig 1928, S. 79–121.

3. Literatur (Kurtitel sind kursiviert)

Adam, Thomas, Die Kommunalisierung von Kunst und Kultur als Grundkonsens der deutschen Gesellschaft ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert: das Beispiel Leipzig, in: Die alte Stadt 2, 1999, S. 79–99.

- Assmann, Aleida, Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.
- Assmann, Jan, Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, 2. Aufl., München 1999.
- Bayertz, Kurt, Begriff und Problem der Solidarität, in: ders. (Hg.), Solidarität: Begriff und Problem, Frankfurt am Main 1998, S. 11–53.
- Beck, Ulrich (Hg.), Die Zukunft von Arbeit und Demokratie, Frankfurt am Main 2000.
- Becks-Malorny, Ulrike, Der Kunstverein in Barmen 1866–1946: bürgerliches Mäzenatentum zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Wuppertal 1992.
- Belting, Hans, Das unsichtbare Meisterwerk: die modernen Mythen der Kunst, München 1998.
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie, 16. Aufl., Frankfurt am Main 1999.
- Bollenbeck, Georg, Bildung und Kultur: Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt am Main 1996.
- Bourdieu, Pierre, Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital, in: ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht: Schriften zu Politik & Kultur 1, hg. vom Margareta Steinrück, Hamburg 1997, S. 49–79.
- Braun, Günter/ Braun, Waltraut (Hg.), Mäzenatentum in Berlin: Bürgersinn und kulturelle Kompetenz unter sich verändernden Bedingungen, Berlin, NY 1993.
- Cleve, Ingeborg, Geschmack, Kunst und Konsum: Kulturpolitik als Wirtschaftspolitik in Frankreich und Württemberg (1805–1845), Göttingen 1996.
- Dahrendorf, Ralf, Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft, in: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1994, S. 421–436.
- Daniel, Ute, Hoftheater: zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 1995.
- Daniel, Ute, Kompendium Kulturgeschichte: Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt am Main 2001.
- Dascher, Ottfried, Alfred Flechtheim (1878–1937), in: Rheinische Lebensbilder Bd. 18, Köln 2000, S. 147–166.
- Dewey, John, Kunst als Erfahrung, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1998.
- Dieckerhoff, Kirsten, Friedrich Albert August Wilhelm Kullrich, in: Biographien bedeutender Dortmunder Bd. 3, Dortmund 2001, S. 127–133.
- Dinges, Martin, Stadtarmut in Bordeaux 1525–1675: Alltag, Politik, Mentalitäten, Bonn 1988.
- Ditt, Hildegard, Zur Entwicklung der Sozialstruktur des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens – Abteilung Münster, in: WZ 124/125, 1974/1975, S. 61–90.
- Ditt, Karl, Raum und Volkstum: die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945, Münster 1988.
- Duchhardt, Heinz, Städte und „Minder-Universitäten“: ein Beitrag zur westfälisch-rheinischen Institutionen- und Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts, in: ders. (Hg.), Stadt und Universität, Köln, Weimar, Wien 1993, S. 143–156.
- Durkheim, Émile, Die elementaren Formen des religiösen Lebens, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1998
- Düwell, Kurt, Eduard Arnhold, Mäzen und Freund des Kunstreferats der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Mai, Paret (Hg.), Sammler, S. 239–254.
- Ehrhardt, Manfred, Maecenates voco? Zur Reform des Stiftungs- und Stiftungssteuerrechts (= Vortrag, gehalten im Rahmen der Kuratoriumssitzung der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft e.V. am 14. April 2000 in Frankfurt am Main).
- Etzioni, Amitai, Die Verantwortungsgesellschaft: Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie, Frankfurt am Main 1997.
- Fehlemann, Sabine/Stamm, Rainer (Hg.), Die Von der Heydts: Bankiers, Christen, Mäzene, Wuppertal 2001.

- Fest, Joachim, Einführung, in: ders. (Hg.), *Die großen Stifter*, Berlin 1997, S. 7–24.
- Fligge, Jörg/Klotzbücher, Alois (Hg.), *Stadt und Bibliothek: Literaturversorgung als kommunale Aufgabe im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Wiesbaden 1997.
- Frey, Manuel, *Die Moral des Schenkens: zum Bedeutungswandel des Begriffs „Mäzen“ in der bürgerlichen Gesellschaft*, in: Gaethgens/Schieder (Hg.), *Mäzenatisches Handeln*, S. 11–29.
- Frey, Manuel, *Macht und Moral des Schenkens. Staat und bürgerliche Mäzene vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin 1999.
- Frey, Manuel, *Vom Gemeinwohl zum Gemeinsinn: das Beispiel der Stifter und Mäzene im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Münkler/Bluhm (Hg.), *Gemeinwohl und Gemeinsinn*, S. 275–301.
- Gadamer, Hans-Georg, *Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik* (= *Gesammelte Werke* Bd. 1, *Hermeneutik I*), 5. durchges. und erw. Aufl., Tübingen 1986.
- Gadamer, Hans-Georg, *Ästhetik und Poetik I: Kunst als Aussage* (= *Gesammelte Werke* Bd. 8), Tübingen 1993.
- Gaethgens, Thomas W./Schieder, Martin (Hg.), *Mäzenatisches Handeln: Studien zur Kultur des Bürgersinns in der Gesellschaft*, Berlin 1998.
- Gall, Lothar (Hg.), *Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert*, München 1990.
- Gärtner, Ulrike/Althoff, Christiane, *Der Dortmunder Museumsverein und das Städtische Kunst- und Gewerbemuseum*, in: *Präsent: zur Geschichte eines Fördervereins und seines Museums in Dortmund* (= *Festschrift zum 90-jährigen Jubiläum der Dortmunder Museums-gesellschaft zur Pflege der Bildenden Kunst e. V.*), Dortmund 1998, S. 115–162.
- Gay, Peter, *Bürger und Boheme: Kunstkriege des 19. Jahrhunderts*, München 1999.
- Gemmeke, Claudia, Ernst Gosebruch, in: Junge (Hg.), *Avantgarde*, S. 111–117.
- Gerstein, Barbara, Heinrich Wencker, in: *RWWB* Bd. 10, Münster 1974, S. 55–77.
- Gerstein, Barbara, Brüggemann, in: *Biographien bedeutender Dortmunder* Bd. 2, Dortmund 1998, S. 35–43.
- Giesen, Bernhard, *Kollektive Identität: Die Intellektuellen und die Nation 2*, Frankfurt am Main 1999.
- Godelier, Maurice, *Das Rätsel der Gabe: Geld, Geschenke, heilige Objekte*, München 1999.
- Gollwitzer, Heinz, Ludwig I. von Bayern: *Königtum im Vormärz. Eine politische Biographie*, München 1986.
- Gouldner, Alvin W., *Reziprozität und Autonomie: ausgewählte Aufsätze*, Frankfurt am Main 1984.
- Großmann, Joachim, *Verloste Kunst: deutsche Kunstvereine im 19. Jahrhundert*, in: *AfK* 76, 1994, S. 351–364.
- Grupp, Peter, *Harry Graf Kessler: 1868–1937; eine Biographie*, 2. Aufl., München 1996.
- Habermas, Jürgen, *Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien*, in: ders., *Die neue Unübersichtlichkeit: Kleine politischer Schriften V*, Frankfurt am Main 1985, S. 141–163.
- Habermas, Jürgen, *Theorie des kommunikativen Handelns* Bd. 2: *zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1988.
- Hardtwig, Wolfgang, *Privatvergnügen oder Staatsaufgabe? Monarchisches Sammeln und Museum 1800–1914*, in: Mai, Paret (Hg.), *Sammler*, S. 81–103.
- Heimpel, Hermann, *Geschichtsvereine einst und jetzt*, in: Boockmann Hartmut, u.a., *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert: Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland*. Göttingen 1972. S. 45–73.
- Heinze, Rolf G./ Strünck, Christoph, *Die Verzinsung des sozialen Kapitals: Freiwilliges Engagement im Strukturwandel*, in: Beck (Hg.), *Zukunft*, S. 171–216.
- Hesse-Frielinghaus, Herta u.a., *Karl Ernst Osthaus, Leben und Werk*, Recklinghausen 1971.
- Hirschman, Albert O., *Engagement und Enttäuschung: über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl*, Frankfurt am Main 1988.
- Höffe, Otfried, *Gerechtigkeit als Tausch? Zum politischen Projekt der Moderne* (= *Würzburger Vorträge zur Rechtsphilosophie, Rechtstheorie und Rechtssoziologie* Heft 13), Baden-Baden 1991.

- Högl, Günther, Vor 125 Jahren – Zur Gründung und Geschichte des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark im Juli 1871. Initiatoren, Honoratioren und Historiker in der stadtbürgerlichen Gesellschaft Dortmunds, in: BeitrDO 87, 1996, S. 9–32.
- Hondrich, Karl-Otto/ Koch-Arzberger, Claudia, Solidarität in der modernen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1992.
- Honneth, Axel, Kampf um Anerkennung: zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1998.
- Honneth, Axel, Die zerrissene Welt der symbolischen Formen: zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus, in: ders., Die zerrissene Welt des Sozialen: sozialphilosophische Aufsätze, 2. Aufl., erw. Neuausg., Frankfurt am Main 1999, S. 177–202.
- Hübinger, Gangolf (Hg.), Versammlungsort moderner Geister: der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme, München 1996.
- Hughes, Thomas P., Walther Rathenau: „system builder“, in: ders. u.a., Ein Mann vieler Eigenschaften: Walter Rathenau und die Kultur der Moderne, Berlin 1990, S. 9–31.
- Jeismann, Michael, „Bürgerliche Kultur“ und Kultur des Bürgertums – Theater und Museen im 19. Jahrhundert, in: Jakobi, Franz-Josef (Hg.), Geschichte der Stadt Münster Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert (bis 1945), 3. Aufl., Münster 1994, S. 489–508.
- Joas, Hans, Die Kreativität des Handelns, Frankfurt am Main 1996.
- Joas, Hans, Die Entstehung der Werte, Frankfurt am Main 1999.
- Jones, Gareth Stedman, Outcast London: a study in the relationship between classes in Victorian society, Oxford 1971.
- Junge, Henrike (Hg.), Avantgarde und Publikum: zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905–1933, Köln, Weimar, Wien 1992.
- Kemp, Wolfgang, Verstehen von Kunst im Zeitalter ihrer Institutionalisierung, in: Siegfried Mauser (Hg.), Kunst verstehen, Musik verstehen: ein interdisziplinäres Symposium, Laaber 1993, S. 77–95.
- Keupp, Heiner/ Kraus, Wolfgang/Straus, Florian, Civics matters: Motive, Hemmnisse und Fördermöglichkeiten bürgerschaftlichen Engagements, in: Beck (Hg.), Zukunft, S. 217–268.
- Kirchgässner, Bernhard/ Becht, Hans-Peter (Hg.), Stadt und Mäzenatentum (= Stadt in der Geschichte Bd. 23), Sigmaringen 1997.
- Klages, Helmut, Engagement und Engagementpotential in Deutschland: Erkenntnisse der empirischen Forschung, in: Beck (Hg.), Zukunft, S. 151–170.
- Klotzbücher, Alois, Von der Wilhelm-Auguste-Viktoria-Bücherei zur Stadt- und Landesbibliothek (1907–1932), in: ders. (Hg.), Von Büchern und Bibliotheken in Dortmund: Beiträge zur Bibliotheksgeschichte einer Industriestadt, Dortmund 1982, S. 13–99.
- Klotzbücher, Alois, Öffentliche Literaturversorgung in einer industriellen Großstadt: das städtische Bibliothekswesen in Dortmund im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Fligge/Klotzbücher, Stadt und Bibliothek, S. 297–329.
- Kocka, Jürgen/ Frey, Manuel (Hg.), Bürgerkultur und Mäzenatentum im 19. Jahrhundert, Berlin, 1998.
- Kocka, Jürgen, Bürger als Mäzene: ein historisches Forschungsproblem, in: Gaegtens/Schieder (Hg.), Mäzenatisches Handeln, S. 30–38.
- Köhne-Lindenlaub, Renate, Private Kunstförderung im Kaiserreich am Beispiel Krupp, in: Mai/Pohl/Waetzoldt (Hg.), Kunstpolitik, S. 55–81.
- Koselleck, Reinhart, Historik und Hermeneutik, in: ders., Zeitschichten: Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2000, S. 97–118.
- Krabbe, Wolfgang R., Kommunalpolitik und Industrialisierung: die Entfaltung der städtischen Leistungsverwaltung im 19. und frühen 20. Jahrhundert; Fallstudien zu Dortmund und Münster, Stuttgart u.a. 1985.
- Krabbe, Wolfgang R., Schul- und Kulturpolitik im 19. Jahrhundert – Münster und Dortmund im Vergleich, in: Lahrkamp, Helmut (Hg.), Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, NF Bd. 12, Münster 1987, S. 139–182.

- Kunz, Georg, Verortete Geschichte: regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000.
- Lässig, Simone, Juden und Mäzenatentum in Deutschland: religiöses Ethos, kompensierendes Minderheitsverhalten oder genuine Bürgerlichkeit, in: ZfG 46, 1998, S. 211–236.
- Langemeyer, Gerhard (Hg.), Museumshandbuch Teil 3: Dortmund 11.8.1899; Der Kaiser kommt zur Hafeneinweihung: Die Schausammlung Abteilung 23, Dortmund 1984.
- Lenman, Robin, Die Kunst, die Macht und das Geld: zur Kulturgeschichte des Kaiserlichen Deutschland 1871–1918, Frankfurt am Main, NY 1994.
- Lidtke, Vernon L., Museen und die zeitgenössische Kunst in der Weimarer Republik, in: Mai/Paret (Hg.) Sammler, S. 215–238.
- Luckmann, Thomas, Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.), Identität, München 1979, S. 293–313.
- Luntowski, Gustav, Die kommunale Selbstverwaltung (= Geschichte Dortmunds im 19. und 20. Jh., Bd. 1), Dortmund 1977.
- Mai, Ekkehard/ Paul, Jürgen/ Waetzoldt, Stephan (Hg.), Das Rathaus im Kaiserreich. Kunstpolitische Aspekte einer Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts, Berlin 1982.
- Mai, Ekkehard/ Pohl, Hans/ Waetzoldt, Stephan (Hg.), Kunstpolitik und Kunstförderung im Kaiserreich: Kunst im Wandel der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin 1982.
- Mai, Ekkehard/ Paret, Peter (Hg.), Sammler, Stifter und Museen: Kunstförderung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Köln, Weimar, Wien 1993.
- Matsche-von Wicht, Betka, Der Westfälische Kunstverein in Münster, in: Westfalen 59, 1981, S. 3–87
- Matthes, Olaf, James Simon: Mäzen im Wilhelminischen Zeitalter, Berlin 2000.
- Mauss, Marcel, Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1990.
- Mertes, Paul Hermann, Wilhelm Overbeck, in: RWWB Bd. 11, Münster 1983, S. 93–141.
- Metz, Judith/Reschke, Claudia B., Kollektives Mäzenatentum: Freundeskreise und Fördervereine an Kunstmuseen in Deutschland und ein Blick in die USA, in: Gaechtgens/ Schieder, Mäzenatisches Handeln, S. 196–215.
- Mommsen, Wolfgang J., Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde: Kultur und Politik im deutschen Kaiserreich 1870–1918, Frankfurt am Main, Berlin 1994.
- Mommsen, Wolfgang J., Stadt und Kultur im deutschen Kaiserreich, in: ders., Bürgerliche Kultur und politische Ordnung: Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle in der deutschen Geschichte 1830–1933, Frankfurt am Main 2000, S. 11–45.
- Müller, Hans-Peter, Kultur, Geschmack und Distinktion: Gründzüge der Kultursoziologie Pierre Bourdieus, in: Kultur und Gesellschaft, hg. von F. Neidhardt, M. R. Lepsius u. J. Weiss, Opladen 1986, S. 162–190.
- Münkler, Herfried/ Bluhm, Harald (Hg.), Gemeinwohl und Gemeinsinn: historische Semantiken politischer Leitbegriffe, Berlin 2001.
- Muensterberger, Werner, Sammeln: eine unbändige Leidenschaft; psychologische Perspektiven, Berlin 1999.
- Mütter, Bernd, Geschichtswissenschaft und historisch-politische Bildung: zur Geschichte des Historischen Vereins in Münster während des 19. Jahrhunderts, in: Westfalen 61/II, 1983, S. 24–44.
- Mütter, Bernd/Meyer, Robert, Geschichtswissenschaft und historische Bildung: zur Entwicklung der Geschichtsvereine in Westfalen während des 19. Jahrhunderts, in: WF 39, 1989, S. 57–82.
- Niethammer, Lutz, Am Ursprung des Wasserlosen Tals: Grenzen des Mäzenatentums beim Bau einer Gartenstadt, in: Der Westdeutsche Impuls 1900–1914: Kunst und Umweltgestaltung im Industriegebiet. Die Folkwang-Idee des Karl-Ernst Osthaus, Hagen 1984, S. 187–231.
- Niethammer, Lutz, Kollektive Identität: heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek bei Hamburg 2000.
- Peters, Hans Albert/von Wiese, Stephan (Hg.), Alfred Flechtheim: Sammler, Kunsthändler, Verleger, Düsseldorf 1987.

- Pielhoff, Stephen, *Paternalismus und Stadtermut: Armutswahrnehmung und Privatwohltätigkeit im Hamburger Bürgertum, 1830–1914*, Hamburg 1999.
- Pomian, Krzysztof, *Der Ursprung des Museums: vom Sammeln*, Berlin 1988.
- Prinz, Michael, *Brot und Dividende: Konsumvereine in Deutschland und England vor 1914*, Göttingen 1996.
- Putnam, Robert D. (Hg.), *Gesellschaft und Gemeinsinn: Sozialkapital im internationalen Vergleich*, Gütersloh 2001.
- Reimer, Erich, *Repertoirebildung und Kanonisierung: zur Vorgeschichte des Klassikbegriffs (1800–1835)*, in: *Archiv für Musikwissenschaft* XLIII 1986, S. 241–260.
- Reulecke, Jürgen, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt am Main 1985.
- Reulecke, Jürgen, *Das Ruhrgebiet als städtischer Lebensraum*, in: Köllmann, Wolfgang u. a. (Hg.), *Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter: Geschichte und Entwicklung* Bd. 2, Düsseldorf 1990, S. 67–120.
- Reulecke, Jürgen, *Kulturförderung als Aufgabe der Stadt im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, in: Fligge/Klotzbücher, *Stadt und Bibliothek*, S. 15–30.
- Roth, Ralf, *Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main: ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft 1760–1914*, München 1996.
- Sander, Gabriele, *Das Goldene Gastbuch der Stadt Dortmund: ein Beitrag zur Mittelalterrezeption im Wilhelminischen Zeitalter*, in: *BeitrDO* 89, 1998, S. 149–183.
- Schambach, Karin, *Stadtbürgertum und industrieller Umbruch: Dortmund 1780–1870*, München 1996.
- Schulte, Wilhelm, *Westfälische Köpfe: 300 Lebensbilder bedeutender Westfalen*, 3. Aufl., Münster 1984.
- Schwartz, Frederic J., *Der Werkbund: Ware und Zeichen 1900–1914*, Amsterdam, Dresden 1999.
- Schweiger, Werner J., *Rudolf Ibach: Mäzen, Förderer und Sammler der Moderne 1873–1940* (Privatdruck, o. J.).
- Seel, Martin, *Ästhetik des Erscheinens*, München 2000.
- Simmel, Georg, *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908), hg. von Otthein Rammstedt (= Georg Simmel Gesamtausgabe Bd. 11, hg. von Otthein Rammstedt), Frankfurt am Main 1992.
- Simmel, Georg, *Dankbarkeit: Ein soziologischer Versuch*, in: ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908* Bd. II, hg. von Alessandro Cavalli u. Volkhard Krech (= Georg Simmel Gesamtausgabe Bd. 8, hg. von Otthein Rammstedt), Frankfurt am Main 1993, S. 308–316.
- Simmel, Georg, *Philosophie des Geldes*, hg. von David P. Frisby u. Klaus Christian Köhnke (= Georg Simmel Gesamtausgabe Bd. 6, hg. von Otthein Rammstedt), 4. Aufl., Frankfurt am Main 1996.
- Starobinski, Jean, *Gute Gaben, schlimme Gaben. Die Ambivalenz sozialer Gesten*. Frankfurt am Main 1994.
- Straub, Jürgen, *Personale und kollektive Identität: zur Analyse eines theoretischen Begriffs*, in: Aleida Assmann/Heidrun Friese (Hg.), *Identitäten: Erinnerung, Geschichte Identität* 3, Frankfurt am Main 1998, S. 73–104.
- Tacke, Charlotte, *Denkmal im sozialen Raum: nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995.
- Tenfelde, Klaus, *Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert*, in: ders./Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Wege zur Geschichte des Bürgertums*, Göttingen 1994, S. 317–353.
- Thamer, Hans-Ulrich, *Sammler und Sammlungen in der frühen Neuzeit*, in: Mai, Paret (Hg.), *Sammler*, S. 44–62.
- Treue, Wilhelm, *Jüdisches Mäzenatentum für die Wissenschaft in Deutschland*, in: Mosse, Werner E./Pohl, Hans (Hg.), *Jüdische Unternehmer in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1992, S. 284–308.
- Uecker, Matthias, *Zwischen Industrieprovinz und Großstadthoffnung: Kulturpolitik im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre*, Wiesbaden 1994.

- Unverfehrt, Gabriele, Eduard Friedrich Kleine, in: Biographien bedeutender Dortmunder Bd. 1, Dortmund 1994, S. 64–66.
- Unverfehrt, Gabriele, Robert Müser, in: Biographien bedeutender Dortmunder Bd. 2, Dortmund 1998, S. 86–88.
- Veblen, Thorstein, Theorie der feinen Leute: eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, Frankfurt am Main 1986.
- Vollmerhaus, Hans, Josef Cremer, in: RWWB Bd. 9, Münster 1967, S. 78–102.
- Walter, Bernd, Die Beamtenschaft in Münster zwischen ständischer und bürgerlicher Gesellschaft, Münster 1987.
- Weber, Max, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 4. Aufl., Tübingen 1947.
- Weber, Max, Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie, 5. rev. Aufl. (Studienausgabe), Tübingen 1985.
- Weber, Max, Zwischenbetrachtung: Theorie der Stufen und Richtungen religiöser Weltablehnung, in: ders., Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen: Konfuzianismus und Taoismus, hg. von Helwig Schmidt-Glintzer in Zusammenarbeit mit Petra Kolonko (= Max Weber-Gesamtausgabe Abt. I, Bd. 19), Tübingen 1989, S. 479–522.
- Wehler, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 3. Bd.: Von der „Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995.
- Zeppenfeld, Burkhard, Handlungsspielräume städtischer Finanzpolitik – Staatliche Vorgaben und kommunales Interesse in Bochum und Münster 1913–1935, Essen 1999.

